Ellis Kaut

Geschichten vom Kater Musch

Herold

Ellis Kaut
Geschichten vom Kater Musch

Ellis Kaut

Geschichten vom Kater Musch

Herold Verlag Stuttgart

Einband und Illustration: Erika Meier-Albert
Copyright © 1967 by Herold Verlag Brück KG, Stuttgart, Alexanderstr. 51
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany
Gesetzt in Folio-Grotesk
Satz und Druck: Badendruck GmbH, Karlsruhe
Bindearbeiten: Josef Spinner, Ottersweier (Baden)

Inhalt

Wie ich die Bekanntschaft
einer nassen Katze machte 7

Wie ich einen guten Rat mißachtete 21

Musch bekommt Appetit auf einen Fisch 33

Die unheimliche Geschichte
vom fremden Mann 50

Die Sache mit dem Geburtstagsgeschenk 67

Die gestohlene Puppe 87

Wie ich die Bekanntschaft einer nassen Katze machte

Nasse Katzen sind kein besonders schöner Anblick. Das kann sich jeder leicht vorstellen, auch wenn er noch nie eine nasse Katze gesehen haben sollte.

Aber was es mit meiner nassen Katze außerdem noch auf sich hatte, das kann sich wahrscheinlich überhaupt niemand vorstellen. Ich selbst könnte es auch nicht, wenn ich es nicht wirklich erlebt hätte. Doch ob mir jemand glaubt, was ich mit der Musch – so heißt nämlich meine Katze – was ich also mit der alles erlebt habe, das weiß ich nicht. Die Musch wird schon recht haben, wenn sie immer zu mir sagt: „Tonerl, das glaubt dir kein Mensch!"

Ja, „Tonerl" sagt sie zu mir. Genaugenommen

heiße ich natürlich Anton. Anton Pfister, Schriftsteller – steht im Telefonbuch – Tulpenstraße 5. Diese Tulpenstraße ist eine Großstadtstraße, aber nicht mittendrin, sondern mehr am Rande der Stadt, da, wo der Verkehr nicht mehr so wild rumort und wo die hohen, stillen Wohnblöcke stehen. Kleine Vorgärten mit Blumenbeeten und ein paar Sträuchern befinden sich vor den Häusern. In den großen Höfen stehen Aschentonnen, und Teppichklopfstangen verlocken die Kinder zum Turnen.

Ich wohne im Erdgeschoß, und wenn ich die Fenster offen habe, höre ich die Leute einen Schwatz halten und sich die neuesten Neuigkeiten aus unserem Block erzählen. Für Musch war diese Parterrewohnung sehr wichtig, weil – aber ich will euch die ganze Geschichte doch lieber von Anfang an erzählen.

Also, es war an einem Sonntagnachmittag. Ich wollte ein wenig frische Luft schnappen und ging deshalb in die Anlagen hinüber. Das ist nicht weit, nur um ein paar Ecken herum.

In den Anlagen begegnete mir dann der Maxl. Der ist ungefähr zwölf Jahre alt und hat einen blonden Schopf, den er immer vergeblich mit seinen fünf Fingern nach hinten zu kämmen versucht. Er wohnt mit mir im gleichen Haus, nur ein Stockwerk höher. Wir sind recht gute Freunde, er fragt mich manchmal um Rat, wenn er etwas bastelt oder nicht weiß, und dafür holt er mir ab und zu eine Schachtel Zigaretten oder eine Flasche Bier.

Diesem Maxl also begegnete ich in den Anlagen. Er sah recht mißvergnügt drein.

„Nun, Maxl, hat dir jemand die Suppe versalzen, weil du so ein Gesicht machst?"

„Es ist zum Auswachsen!" knurrte er nur.

„Was ist denn zum Auswachsen?"

„Daß bei dem schönen Wetter alle fortfahren! Peter ist mit seinen Eltern zu Bekannten, und der lange Heini ist mit seinem Bruder ins Gebirge, und Fredy ist auch weg –"

„Und was ist mit dir?"

„Wir haben Besuch, und die sitzen bei uns alle beim Kaffee und reden lauter Sachen, die mich nicht interessieren. Da bin ich auf und davon."

Ich schwieg nach diesem Klagelied etwas betreten. Maxl kämmte mit den Fingern seinen blonden Schopf, dann knurrte er: „Dabei haben wir uns gestern einen Wigwam gebaut, unten am Bach – da kann man zu zweit fast aufrecht drin stehn. Ganz versteckt im Gebüsch. Prima zum Indianerspielen! Aber was nützt das, wenn keiner da ist!"

Nun muß ich zugeben, daß ich zwar kein Indianer bin, aber „keiner" bin ich doch auch nicht.

Und darum sagte ich: „Ich würde mir den Wigwam gern anschauen – wenn ein Bleichgesicht wie ich zugelassen ist."

„Ja – wollen Sie ihn wirklich sehen?" fragte Maxl, und es ehrte mich sehr, daß dabei aus seinem Gesicht der Ausdruck von Mißmut und Langeweile verschwand.

„Natürlich will ich ihn sehen!"

So wanderten wir zwei, der Maxl und ich, zum Bach. Und damit nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Am Bach krochen wir durch ein paar Büsche, und

dann standen wir schon vor dem Wigwam, einer richtigen kleinen Sommerlaube aus Geäst. Wirklich sehr einladend. Sogar etwas Ähnliches wie einen Tisch hatten sie aus Brettern gezimmert, und als Stühle dienten Ziegelsteine, die sie aus einer Schutthalde herausgebuddelt hatten, wie mir Maxl versicherte.

Nachdem ich diese Innenausstattung gebührend bewundert hatte, traten wir vor den Wigwam. Ruhig floß der Bach dahin, keine zwei Meter von uns entfernt.

Plötzlich schrie der Maxl: „Herr Pfister!! Herr Pfister! – Dort schwimmt was!"

Was soll da schon schwimmen, dachte ich und sah gar nicht genau hin.

„Herr Pfister, das ist eine Katze!! Die lebt noch, die hält ihren Kopf übers Wasser!!"

Tatsächlich, jetzt, wo das schwarze Ding näher herantrieb, konnte man ganz deutlich sehen, daß da eine Katze verzweifelt ruderte. Maxl war nicht mehr zu halten. Er lief am Ufer entlang der schnell dahintreibenden Katze nach.

„Dort vorne macht der Bach eine Biegung, Herr Pfister, da können wir sie herausfischen!"

Der Maxl steckte mich an. Auch ich lief, so schnell ich konnte, und kam ziemlich atemlos mit dem Maxl an der Biegung des Flüßchens an. Tatsächlich, die Katze trieb auf uns zu!

Ich legte mich, obwohl ich einen meiner besten Anzüge trug, bäuchlings auf die kühlfeuchte Uferböschung und fischte sie heraus.

Kinder, sah die Katze aus! Das kohlschwarze Fell

klebte ihr so kläglich am Körper, daß man alle Knochen zählen konnte. Sie zitterte ein wenig.

„Katzen sind gegen kaltes Wasser sehr empfindlich. Wir müssen sie trocken reiben", sagte ich.

Ja – aber womit? Wir schauten uns suchend um. Da fiel Maxls Blick auf meinen Wollschal. „Den könnten wir doch nehmen."

Dieser Schal ist zwar das einzige und beste Exemplar, das ich von dieser Art Kleidungsstück besitze, aber was blieb mir anderes übrig? Ich wickelte ihn um die nasse Katze. Und weil jetzt die Katze schon in meinem Schal war und weil ich schließlich den Schal noch weiterhin brauchte, nahm ich eben Schal samt Katze mit nach Hause. Wir liefen im Trab. Die kohlschwarze Katze maunzte nur einmal leise und schaute uns im übrigen unverwandt mit ihren großen Augen an – eigentlich hätte mich dieser außergewöhnlich kluge Blick stutzig machen sollen. Aber wer denkt sich schon immer gleich bei allen Dingen etwas!

Zufällig hatte ich Milch im Kühlschrank, die wir gleich wärmten. Die Katze rieben und rubbelten wir trocken. Sie fing schon an, recht manierlich auszusehen, als sie ihre Milch schlapperte. Maxl schaute ihr versonnen zu und meinte dann: „Und – was machen wir jetzt weiter mit der Katze? Ich weiß sicher, daß ich keine nach Hause bringen darf – meine Mutter kann nun mal Katzen nicht leiden."

Richtig – irgendwo mußte das Tier ja jetzt bleiben. Sie zu retten und sie dann einfach wieder davonzujagen, das ging doch nicht. Aber sollte sie bei mir, einem eingefleischten Junggesellen bleiben?

Nun, kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich und freute mich vorerst einmal daran, daß in die Katze wieder Leben kam, daß sie anfing, mit ihrem Schwanz unternehmungslustig zu wedeln und daß sie sich immer wieder putzte und schleckte und mit der Zeit eine ausgesprochen schöne schwarze Katze wurde. Sie hatte nirgends auch nur das geringste weiße Fleckchen.

Über dieser Rettungsaktion war es ziemlich spät geworden, und Maxl mußte nach Hause. Ich blieb mit der Katze allein und setzte mich an meinen Schreibtisch, um zu arbeiten.

Was ich da arbeiten wollte, möchtet ihr wissen? Nun, ich begann zu schreiben, das sagt schon der Name Schreibtisch. Und zwar einen Roman. Jawohl. Einen Roman von einem Kapitän, der auf einem Schiff – nun, ich kann euch jetzt nicht die ganze Geschichte erzählen. Jedenfalls setzte ich mich hin und fing gerade zu schreiben an, als eine Stimme sagte:

„Hallo – Sie!"

Ich fuhr herum. „Wie bitte?"

„Hallo – Sie!" wiederholte die Stimme.

Ich schaute und sah niemand. „Maxl, bist du noch da? Laß diese dummen Scherze!" rief ich.

„Nein, der Maxl ist weggegangen", sagte die Stimme. „Nur ich bin noch da. Und ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich spreche . . ."

„Jetzt schlägt's aber dreizehn! Himmel, wer ist denn da?"

„Ich!"

Ich kann euch sagen, ich fuhr vom Stuhl hoch, als hätte ich mich in Reißnägel gesetzt. Niemand war zu sehen! Ich riß die Schranktür auf, schaute unter die Couch, aber nirgends war jemand versteckt.

Plötzlich sagte die Stimme ganz hochmütig: „Lassen Sie doch die dumme Sucherei! Ich, die Katze, spreche mit Ihnen. Darf ich mich jetzt endlich vorstellen: Musch ist mein Name."

Ich dachte, ich sei übergeschnappt. Ruhig hinsetzen, ruhig atmen, ganz locker atmen, entspannen, locker, vorsichtig den Kopf drehen.

„Wenn Sie solche Turnübungen machen, kann ich kein vernünftiges Wort mit Ihnen reden!"

„Nicht? So? – Nein? – Ja!"

„Ich habe Sie für klüger gehalten!“ Die Katze seufzte tief. „Aber ihr Menschen seid seltsame Tiere. Was ist denn schon dabei, wenn eine Katze redet?“

„Dabei? Nichts, oh, nein, gar nichts!“

„Verzeihen Sie, Herr . . . wie war doch gleich Ihr Name?“

„Pfister.“

„Ja, Herr Pfister, Ihr Gesichtsausdruck ist in diesem Augenblick nicht sehr klug. Vielleicht bringen Sie das Gesicht zuerst in Ordnung, bevor ich weiterrede.“

„Mein Gesicht? Ja, sofort“, sagte ich und machte ein noch viel dümmeres Gesicht.

„Das Reden liegt bei uns in der Familie. Schon mein Urahn, der Kater Hidigeigei, konnte in Versen sprechen. Ist Ihnen mein Urahn ein Begriff?“

„Ich hatte leider nicht die Ehre –“

„Er lebt ja schon lange nicht mehr. Aber ich lebe. Und ich rede auch.“

„Ich – ich merke es“, stotterte ich.

„Eigentlich habe ich mir ja vorgenommen, nie mehr mit einem Menschen zu reden. Sie benehmen sich nämlich dann immer so dumm. Sie schreien um Hilfe oder gehen zum Arzt; ja, Herrn Schulze ist sogar der Führerschein entzogen worden, weil er sich vor den Ohren eines Polizisten laut mit mir unterhalten hat. Ooh miau!“

„Miauen können Sie also auch. Das beruhigt mich immerhin.“

„Bisweilen. – Aber als ich vorhin im Wasser lag –“

„Äh – wenn ich unterbrechen darf – wie sind Sie denn vorhin ins Wasser gekommen?“

„Miau – war reine Dummheit von mir. Wollte einen Vogel fangen und bin dabei zu weit gesprungen. Ja also, als ich da vorhin im Wasser lag, hab' ich zweimal um Hilfe gerufen. Das eine Mal ist gleich ein Polizeiboot losgefahren – ich glaube, die suchen jetzt noch nach dem Menschen, der ihrer Meinung nach um Hilfe geschrien hat – mich ließen sie ruhig weitertreiben. Bei meinem zweiten Hilferuf ist ein Mensch vom Ufer ins Wasser gesprungen und mußte von einem anderen wieder herausgezogen werden. Sie können sich vorstellen, daß ich dann keine Lust mehr zum Schreien hatte, als ich Sie sah."

„Wer denkt auch . . ."

„Niemand denkt, das ist es ja!" Die Katze ringelte ihren Schwanz um ihre Vorderpfoten. „Jetzt wäre es sehr hübsch von Ihnen, wenn Sie einen Kamillentee

für mich machen würden. Gegen Schnupfen, verstehen Sie?"

„Einen Kamillentee? Ja, natürlich. Sofort."

„Wenn es Ihnen keine Umstände macht."

„N-nein, nein – gar nicht."

„Sonst bin ich keineswegs anspruchsvoll. Ein wenig Milch genügt. Mäuse fange ich mir selbst."

„Hier gibt's aber keine Mäuse."

„Nun, Sie werden mich ja nicht immer in der Wohnung eingesperrt halten. Ich bin viel nützlicher, wenn ich meine Freiheit habe."

„Nützlicher – wieso? Wem?"

„Ihnen, mein Lieber. Ich sehe als Katze Dinge, die Sie nie sehen, ich kann Gespräche anhören – wer nimmt sich schon beim Reden vor einer Katze in acht –, ich werde alles wissen, was hier herum passiert."

„Ich stecke aber nicht gerne meine Nase in die Angelegenheiten anderer Leute."

„Das sagen alle Menschen und tun es dann doch."

„Ach – ich – ich mache jetzt Kamillentee, nicht wahr?"

Schleunigst verschwand ich in die Küche. Ich war so durcheinander, daß ich zuerst den Topf fallen ließ, dann Salz statt Kamillen ins kochende Wasser warf und dann das Wasser in den Herd schüttete. Als ich's glücklich doch geschafft hatte, war ich total erschöpft. Außerdem hatte ich mindestens zehn blaue Flecke am Bein, weil ich mich immer wieder hineingezwickt hatte, um zu spüren, ob ich nicht vielleicht doch träume. Aber das half nicht. Als ich mit dem Tee ins Zimmer kam, lag die Katze bequem auf mei-

ner Couch und wedelte unternehmungslustig mit ihrer Schwanzspitze.

„Wie ich sehe, dampft der Tee noch sehr, würden Sie so freundlich sein und ihn etwas blasen. Ich kann so schlecht blasen", sagte sie.

Ich blies also. Währenddessen drehte Musch ein wenig ihre Ohren von vorne nach der Seite und umgekehrt und fuhr sich mit der Pfote über ihre Schnurrbarthaare.

„Miau, ich weiß noch nicht, ob ich bei Ihnen bleiben soll. Mir gefällt, daß Sie im Erdgeschoß wohnen."

„So?" Ich blies aus Leibeskräften.

Sie legte ihren Kopf schief. „Sie selbst gefallen mir übrigens auch."

„Sehr erfreut – aber –"

„Wir können es ja mal probieren, meinen Sie nicht?"

„Oh, das schon, aber ich bin Junggeselle, müssen Sie wissen, und ich muß viel arbeiten, und meine Zeit . . ."

„Sie können getrost du zu mir sagen. Menschen sagen zu Katzen meistens du – ich glaube übrigens, der Kamillentee ist jetzt richtig."

Ich stellte ihr den Kamillentee hin, und sie löffelte ihn mit ihrer kleinen Zunge eifrig in sich hinein. Als sie fertig war, fragte sie: „Was arbeiten Sie eigentlich?"

„Ich schreibe einen Roman."

„Schreiben ist eine ganz schöne Beschäftigung – ich fange lieber Mäuse."

„Hier gibt es aber wirklich keine Mäuse."

„Oh, verlassen Sie sich da ganz auf mich."

Hatte ich mich geirrt oder zwinkerte sie mir wirklich mit einem Auge zu?

„Sie werden schon sehen!"

Nun, ich glaubte das besser zu wissen, aber ich schwieg lieber. Mir gefiel diese Musch nämlich inzwischen so gut, daß ich sie nicht verjagen wollte. Außerdem dachte ich, was das für ein Spaß wäre, wenn ich jemandem erzähle, ich hätte eine Katze, die sprechen kann!

Da sagte Musch, als hätte sie meine Gedanken erraten: „Vor einem muß ich Sie warnen: Erzählen Sie keinem Menschen, daß Sie sich mit einer Katze unterhalten. Es hat fürchterliche Folgen. Ich weiß das aus Erfahrung. Ich rede auch nur mit Ihnen und sonst mit keinem Menschen." Sie stellte ihre beiden Vorderpfoten ganz eng nebeneinander, fast ein wenig feierlich. „Ich schwöre das bei der Vorderpfote meines Großvaters. Schwören Sie auch?"

„Ich? – Nein."

„Nun, die Folgen werden Sie ja sehen." Musch

bekam eine so strenge Falte über der Nase, daß ich lachen mußte. Etwas gekränkt über meine Heiterkeit sagte sie: „Bitte schön, wenn Sie meinen!“ Und sie erhob sich. „Miau, ich möchte jetzt gern spazierengehen. Würden Sie so gut sein und die Tür für mich öffnen?“

Gehorsam stand ich auf und öffnete. Unter der Tür blieb Musch plötzlich stehen und erklärte: „Diese Umstände mit der Tür könnten wir uns sparen, wenn Sie so freundlich wären, mir eine kleine Klappe hier hineinmachen zu lassen. Hier und vielleicht auch an der Balkontür.“

„Ja – wie Sie – wie du meinst", antwortete ich. Mit hocherhobenem Kopf und noch höher erhobenem Schwanz entschritt die Katze Musch. Ich mußte dringend Luft schnappen und ließ mich in meinen Sessel fallen. Vorher aber ging ich nochmal zur Tür und rief ihr nach: „Falls du nicht zurückfinden solltest, ich wohne in Haus Nummer fünf!"

„Miau!" tönte es von unten. In diesem Augenblick kam Frau Erdlinger die Treppe herauf. Sie schaute mich an, dann die Treppe hinunter. Aber da war nur eine Katze. Ich wurde rot wie ein ganzer Korb voll Tomaten. Schnell schloß ich die Tür.

Sicher könnt ihr euch vorstellen, daß ich nach dieser Unterhaltung einigermaßen erschlagen vor meinem Schreibtisch saß und nachdachte. Den Gedanken, ich könnte vielleicht nur geträumt haben, gab ich auf. Erstens träume ich am hellen Tage nur ganz selten, und zweitens stand da ja noch die geleerte Teetasse. Also mußte es wahr sein.

Wenn so etwas Ungeheuerliches aber wahr ist, dann kann man es doch unmöglich für sich behalten! Mir jedenfalls schien es, als könnte ich das nicht. Drum ging ich ans Telefon. Zuerst rief ich meinen Freund Johannes an. Er ist von Beruf Fotograf und macht für illustrierte Zeitungen Sensationsberichte.

„Johannes", sagte ich zu ihm am Telefon, „komm doch sofort mal her. Ich habe für dich die größte Sensation dieses Jahres. Ja, gleich sollst du kommen. Ja, nimm den Fotoapparat mit. Bis gleich!"

Und dann rief ich meinen Freund Balduin an. Ein etwas komischer Name, aber er paßt zu ihm. Er macht nämlich Geräusche im Rundfunk.

„Balduin, gut, daß du zu Hause bist", begrüßte ich ihn. „Komm gleich zu mir. Ich muß dir etwas von einem Tier mit einer Stimme erzählen – das wird dich umwerfen! Ja, nimm gleich ein Tonbandgerät mit –. Es ist die Sensation des Jahres! Komm nur sofort!"

Er versprach, gleich zu kommen.

Und dann rief ich noch Theobald, den Tierarzt, an. Er ist mit mir in die Schule gegangen.

„Theobald, mach deine Praxis für heute zu, komm sofort zu mir", sagte ich, „ich habe ein Haustier. Du wirst schon sehn, was für eins. Einen so seltenen Fall, wie ihn ein Tierarzt in hundert Jahren nicht sieht. Auch dann nicht, wenn er älter wird als hundert – der Tierarzt, natürlich. Einen wesentlichen wissenschaftlichen Beitrag kannst du daraufhin für die Tiermedizin leisten. Ob du gleich deine ärztlichen Untersuchungsinstrumente mitbringen sollst? Klar!"

Auch er versprach, sofort zu kommen.

Ich war ziemlich aufgeregt. Ich holte bis zur Ankunft der Freunde Wein aus dem Keller, machte eine Flasche auf und trank ein Glas im voraus. Und ich malte mir aus, wie überwältigt sie alle sein würden.

Sie kamen fast gleichzeitig an.

Johannes, der Fotograf, rief gleich unter der Tür: „Wo ist die Sensation?"

Und Balduin sagte: „Wir haben zwar schon mehr als genug Stimmen im Rundfunk, aber laß mal gleich hören!"

Und Theobald: „Ich habe ja schon viele Tiernarren

erlebt, aber daß du neuerdings auch dazu gehörst, läßt tief blicken. Fühlst du dich einsam?"

„Nein", antwortete ich, „ich fühle mich keineswegs einsam, im Gegenteil." Sie sollten nur hereinkommen und sich fest auf die Stühle setzen. Oder noch besser, erst in Ruhe einen Schluck Wein trinken. Das taten sie nun auch.

Dann fing ich an: „Also, heute morgen habe ich eine Katze aus dem Stadtbach gezogen. Eine kohlrabenschwarze Katze."

„Aha, ich wittere die Sensation", fiel mir der Fotohannes ins Wort. „Es stellte sich heraus, daß das die Katze eines berühmten Filmschauspielers ist!"

„Katzenstimmen haben wir mehr, als die Rundfunkhörer in einem Jahr vertragen können", sagte Balduin.

Und Theobald redete dazwischen: „Das Thema Katzen ist vom tierärztlichen Standpunkt aus völlig ausgeschöpft."

„Laßt mich doch ausreden!"

„Laßt ihn doch ausreden", ordnete Johannes an.

„Also, ich brachte die Katze nach Hause, rieb sie trocken . . ."

„Katzen bekommen leicht Lungenentzündung durch Schwimmen im Wasser", warnte Tierarzt Theobald.

„. . . rieb sie trocken und wollte dann wieder weiterarbeiten. Doch plötzlich hörte ich eine Stimme."

„Diese Schriftsteller!" stöhnte Fotohannes. „Sie phantasieren sich so in das hinein, was sie sich am Schreibtisch ausmalen, daß sie gleich Stimmen hören. Da lobe ich mir meine Kamera. Die fotografiert nur, was es auch wirklich gibt."

„Ich dachte zuerst auch, es wäre eine Einbildung", fuhr ich fort. „Aber stellt euch vor: Es war wirklich die Katze, die mit mir sprach. Ganz klar und deutlich redete sie, und sie sprach – ich möchte fast sagen – ein gewähltes Deutsch."

Es herrschte völlige Stille. Meine Freunde sahen sich an, dann mich.

Plötzlich fing Balduin zu lachen an. „Er ist unter die Märchenschriftsteller gegangen, das ist die Sensation, die er uns mitteilen will! Aber lieber Anton Pfister, der Einfall, daß eine Katze redet, ist doch ganz und gar nicht neu. Vor zweitausend Jahren gab es schon solche Märchen. Du mußt dir eine andere Sensation ausdenken!"

Der Tierarzt knurrte ärgerlich: „Und deswegen lasse ich meine Praxis im Stich!!"

Balduin sagte: „Ist ja witzlos. Man kann mit der menschlichen Stimme Tierstimmen nachmachen, aber ein Tier, das Menschenstimmen nachmacht – was soll das!"

„Freunde", rief ich dazwischen, „ich wußte, ihr würdet mir nicht aufs erstemal glauben. Aber ich kann euch zum Beweis jedes Wort meiner Unterhaltung mit der Katze erzählen. Die Katze sagte, das Reden läge bei ihr in der Familie, ein Urahn von ihr konnte sogar in Versen sprechen. Und sie habe sich vorgenommen, nie mehr zu reden. Ja, und sie wollte einen Kamillentee trinken gegen Schnupfen."

Bei der Erinnerung mußte ich plötzlich wieder lachen. „Stellt euch vor, Kamillentee wollte sie! Da ist noch die Tasse."

Ich stand lachend auf, um die Tasse vorzuzeigen.

Tiefste Stille war im Raum. Ich stellte die Tasse, die in das Schweigen hinein überlaut klirrte, auf den Tisch.

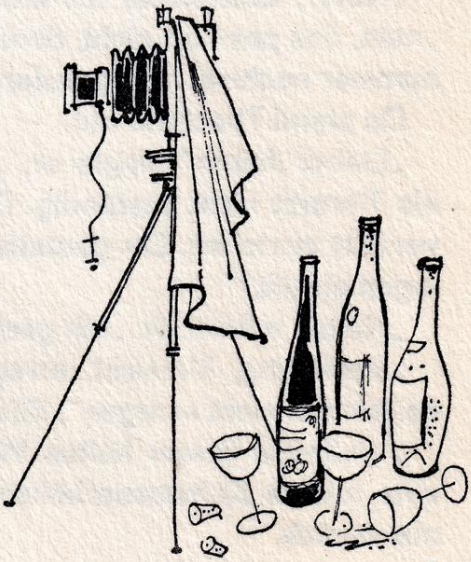
„Na, sitzt nicht so verdonnert da!“ fuhr ich meine Freunde an.

Da sagte Johannes mit einer Stimme, von der er wohl dachte, daß man sie so im Umgang mit Irren braucht: „Und du meinst, lieber Anton, ich soll die Tasse fotografieren? Äh –, ich tue es gern, – natürlich. Nur – ich möchte dann gleich heimgehen.“

„Halte mich bitte nicht für verrückt – ich habe wirklich nur eine Katze, die redet.“

Johannes stieß Balduin an. „Das ist oft so! Man meint ‚nur' der Kaiser von China zu sein.“

Ich wurde allmählich zornig.



„Meine Lieben", sagte ich so beherrscht wie möglich, „ihr kennt mich doch. Schon in der Schule bin ich immer rot geworden, wenn ich gelogen habe. Ich kann gar nicht lügen. Ich halte mich immer streng an die Wahrheit. Wenn ich euch also sage, daß ich seit heute eine Katze habe, die ein regelrechtes Gespräch mit einem Menschen führen kann, so ist das die reine, nackte Wahrheit!"

„Miau", seufzte Balduin halblaut.

„Laß den Unsinn!" rief ich. „Ich werde euch den Beweis in Kürze erbringen. Musch – so heißt diese Katze – hat mich gebeten, ein wenig spazierengehen zu dürfen."

Wieder sahen sich die drei an.

„Wenn sie vom Spaziergang zurückkommt", fuhr ich fort, „dann werdet ihr's ja selbst hören!"

„Hoffentlich verläuft sie sich nicht!" brummte Theobald.

„Nein", antwortete ich ernst und mit Nachdruck, „nein, das passiert nicht, denn ich habe ihr die Hausnummer nochmal nachgerufen."

Da stand Theobald auf.

„Lieber Anton", sagte er, „für diesen Fall bin ich als Tierarzt nicht zuständig. Da mußt du einen Nervenarzt zuziehen. Du gestattest, daß ich einen Kollegen anrufe?"

„Nein!" schrie ich. „Ich gestatte es nicht!"

„Vorsichtig, Vorsicht, erregt ihn nicht! Man darf so jemand nicht erregen", flüsterte Balduin.

„Vielleicht etwas kaltes Wasser über den Kopf, eine leichte Kaltwasserbehandlung", flüsterte Hannes zurück.

„Zum Teufel nochmal, hört auf mit diesem Unsinn!“ schrie ich.

„Achtung, er fängt gleich zu toben an!“ warnte Theobald.

„Lieber Anton, ich möchte mir nur schnell die Hände waschen; du gestattest doch?“ Damit wollte Balduin zur Tür hinaus.

„Nichts gestatte ich! Ihr wartet jetzt, bis die Katze kommt.“ Ich sprang auf, hinter Balduin her.

Da packten mich die zwei andern von hinten. Das war mir denn doch zu bunt. Ich wehrte mich aus Leibeskräften. Zwei Weingläser flogen dabei auf den Boden und zerbrachen klirrend.

In diesem Augenblick hörten wir laut und deutlich vor der Tür miauen und kratzen.

„Das ist sie“, schrie ich, „laßt sie herein!“ Ich

boxte und stieß um mich, um loszukommen. Aber die beiden waren stärker als ich und beförderten mich auf die Couch, während Balduin zur Tür lief, um die Katze hereinzulassen.

Musch spazierte majestätisch ins Zimmer und sah uns alle mit großen Augen an. Und – hol sie der Kuckuck, wie sie mich da auf der Couch liegen sah, links und rechts festgehalten von Theobald und Johannes, da sah ich deutlich ein Grinsen um ihren Mund!

„Das also ist die schwarze Katze!" sagte Balduin.

„Gottlob, farbenblind scheint er nicht auch noch geworden zu sein!" ergänzte Theobald erleichtert.

„Musch", rief ich aus meiner unfreiwilligen Ruhelage heraus und von dem Kampf immer noch ein wenig keuchend, „liebe Musch, sag doch bitte diesen Herren, wie du heißt. Ich flehe dich an!"

Musch setzte sich hin und putzte sich, als hätte ich kein Wort zu ihr gesagt.

Balduin setzte sich auch. Er war bleich.

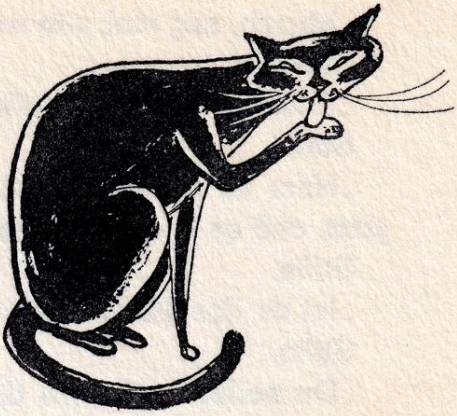
„Armer Anton", murmelte er, „daß das so ein Ende mit ihm nehmen mußte!"

„Musch, liebe gute Musch", flehte ich, „ich bitte dich bei der Vorderpfote deines Großvaters, sag irgend etwas, die Herren meinen sonst, ich sei verrückt!"

Musch putzte sich ungerührt.

„Ruf doch Doktor Hallecker an, Balduin", bat Johannes. „Ich weiß nicht, wie lange wir ihn so festhalten können!"

„Laßt mich los!" brüllte ich. „Musch, rede endlich!!"



Balduin ging ans Telefon und rief den bekannten Nervenarzt Hallecker an.

„Ja", sagte er, „es ist sehr dringend, daß Sie kommen, möglichst mit einem Assistenten. Symptome? Er glaubt, seine Katze rede mit ihm. Ja ja, vorerst noch harmlos –, aber mitunter tobt er bereits. – Danke schön, sehr liebenswürdig, daß Sie sofort kommen wollen."

Musch hatte inzwischen aufgehört sich zu putzen. Sie sah uns der Reihe nach an und machte ein kleines, klägliches „miau".

Balduin nahm sie und streichelte sie. „Eine schöne Katze, lieber Anton, sehr schön." Er setzte sie mir auf den Bauch. „Damit er ruhiger wird", flüsterte er den beiden andern zu.

Ich war schon ganz heiser. Drum versuchte ich es leise und sanft.

„Musch, sag mal, wie war der Spaziergang?"

Stille.

„Schönes Wetter draußen, nicht wahr?"

Stille.

„Hast du Mäuse gefunden oder glaubst du mir jetzt, daß es in unserer Gegend keine gibt?"

Stille.

„Ist dir der Kamillentee gut bekommen?"

Stille.

„Du sollst sagen, ob dir der Kamillentee gut bekommen ist!" schrie ich sie jetzt ungeduldig an. Da sah ich, daß dem guten Balduin eine Träne über die Backe lief. Jetzt erst ergab ich mich. Die Menschen würden mir nie glauben, daß Musch reden konnte.

Es läutete. Doktor Hallecker kam. Mit ihm ein Assistent, der wie ein Schwergewichtsmeister im Ringen aussah.

„Wo ist unser Patient?" fragte Doktor Hallecker.

Balduin deutete auf mich, der ich immer noch links und rechts von meinen beiden Freunden festgehalten wurde, die Katze auf dem Bauch. Sicher bot ich einen jämmerlichen Anblick.

„Lieber Herr Doktor", sagte ich da mit einem plötzlichen Entschluß, „meine Freunde haben sich leider einen Scherz erlaubt, das heißt, eigentlich habe ich mir einen Spaß gemacht. Ich habe versucht, meinen Freunden weiszumachen, daß die Katze reden kann. Natürlich kann sie nicht reden. Aber ich bin Schriftsteller, und da ist es manchmal notwendig, Menschenstudien zu treiben."

Als Theobald und Johannes mich so reden hörten, ließen sie mich vor Verblüffung los.

Ich stand schnell auf und reichte Doktor Hallecker die Hand. „Ich bin wirklich untröstlich, daß Sie bemüht worden sind."

Doktor Hallecker zog eine Taschenlampe hervor und blinkte mir sekundenschnell damit in die Augen.

„Hm", machte er dann. Er bat mich, wieder Platz zu nehmen, und klopfte gegen mein Knie.

„Ganz normal", murmelte sein Assistent.

„Hm", sagte der Doktor nochmals.

„Es war wirklich nur ein Spaß", versicherte ich.

„Ein etwas teurer Spaß, meine Herren", entgegnete Doktor Hallecker würdevoll. „An wen darf ich die Rechnung für meine Bemühung schicken?"

Meine Freunde sahen sich betroffen an.

„Wir teilen es auf", antwortete ich so liebenswürdig als ich konnte und begleitete den Arzt und seinen Assistenten zur Tür.

Dann ging ich ins Zimmer zurück. Da standen die drei wie aus Marmor. Ich sagte nichts, sie sagten nichts. Musch lag auf der Couch und tat, als schliefe sie.

Da nahm Johannes seine Kamera und ging, Theobald griff nach seinem Tierarztköfferchen und folgte ihm. Zuletzt griff Balduin nach seinem Tonbandgerät.

„Eigentlich hätte ich das Ganze aufnehmen sollen", sagte er. „Schade, daß mir das so spät erst eingefallen ist."

„Schade", wiederholte ich und blickte meinen drei ehemaligen Freunden nach. Ehemalige, sage ich, denn sie sind seitdem nie mehr gekommen. Nur die Arztrechnung ist gekommen. Ich habe sie stillschweigend bezahlt.

Und was Musch betrifft: Nachdem meine Freunde gegangen waren, öffnete sie eines ihrer schläfrig zugedrückten Augen und blinzelte mich an.

„Mistkatze!" sagte ich.

„Ich habe es ja gesagt. Aber Sie wollten es mir nicht glauben."

„Aber du hättest doch was sagen können, zum Kuckuck!"

„Habe ich geschworen oder nicht?"

„Doch – schon – aber . . ."

„Na also!"

„Dann schwöre ich es aber jetzt nach dieser Erfahrung auch: Nie mehr sage ich einem Menschen, daß du reden kannst."

Mit einem Satz sprang Musch von der Couch. „Das ist klug! Ich finde, jetzt können wir Bruderschaft trinken. Wie heißt du mit Vornamen?"

„Anton –, Tonerl hat meine Mutter immer gesagt."

„Gut, Tonerl", sagte Musch und begann den vorhin verschütteten Wein behaglich vom Teppich zu schlecken. „Prost!"

Ich sank in meinen Stuhl. „Prost, Musch!"

Musch bekommt Appetit auf einen Fisch

Als frischgebackener Katzenbesitzer weiß man noch nicht so ganz Bescheid, was man alles für das Tier tun muß. Namentlich bei einem so besonderen Tier. Ich stellte Musch jedenfalls mein schönstes Sofakissen als Nachtlager zur Verfügung, ich ließ den Schreiner kommen und in die Balkontür eine leicht bewegliche Klappe bauen, damit die Katze raus und rein konnte, wann immer sie wollte, und im übrigen gab ich ihr Milch und Wurstreste.

Es ging alles ganz gut. Nur eines wußte ich nicht: daß Katzen gern Fische fressen.

Eines Tages kam Musch und sah recht kläglich aus. Das Schwanzspitzel, das sonst immer unternehmungslustig hin und her zuckt, zog sie reglos hinter sich her, und den Kopf ließ sie tief hängen. Ich erschrak ziemlich bei diesem Anblick.

„Um Himmels willen, Musch! Was ist denn los, bist du krank?"

„Miau."

„Komm, Musch, rede doch, wozu kannst du denn reden! Tut dir was weh?"

„Miau – hier innen drin tut's weh." Dabei schaute sie auf ihren Bauch und stippte mit der Nase hin.

Ich war ziemlich ratlos und fragte: „Was ist denn bei einer Katze da drin?"

„Der Magen." Wieder miaute sie kläglich.

„Der Magen? Hast du etwas Falsches erwischt? Du wirst doch kein Mäuse- oder Rattengift gefressen haben? Manchmal streuen die Leute so was!"

Musch sah mich nur ein wenig traurig an. Ich setzte mich neben sie auf den Boden.

„Musch, komm her. Sag, hast du so kleine lila Körner gefressen? Vor irgendeinem Mäuseloch vielleicht?"

„Nein. Bin doch nicht dumm. Weiß doch, was Mäusegift ist!" Sie sagte das so vorwurfsvoll, daß ich mich meiner Vermutung fast schämte.

„Ja, was ist es denn dann? Du mußt doch was gefressen haben, wenn dir der Magen weh tut! Die Milch kann es doch nicht gewesen sein!"

„Nein, miau."

„Was dann?"

„Der Fisch", antwortete sie und schaute mich nicht an.

„Ein Fisch? Ich hab' dir doch keinen Fisch gegeben!"

„Du nicht – aber – oooh!"

„Wer dann?!"

„Wer? Miau. Niemand."

„Warst du an einer der Kehrichttonnen hinten im Hof? Hab ich dir nicht gesagt, daß eine feine Katze nicht an Kehrichttonnen geht?"

„Vielleicht hast du's gesagt – weiß nicht."

„Dann ist es also Fischvergiftung." Ich stand auf und lief erregt auf und ab. „Da muß ich sofort den Tierarzt verständigen. Der muß dir auf der Stelle den Magen auspumpen." Ich ging zum Telefon.

„Nicht den Magen auspumpen, Tonerl. Es ist keine

Fischvergiftung!“ Musch lief schnell hinter mir drein.

„Musch, das verstehst du nicht . . .“ Ich hatte schon den Telefonhörer in der Hand.

„Der Fisch war aber ganz frisch!“ Mit einem erstaunlich gesunden Satz sprang Musch neben das Telefon. Sie hatte offensichtlich Angst. Nun, wer läßt sich schon gerne den Magen auspumpen! Ich begann die Nummernscheibe zu drehen.

Da sprang Musch auf meine Schulter und sagte schnell: „Wenn du schon anrufst, dann muß der Tierarzt auch der Inge und ihrer Mutter und dem Dienstmädchen den Magen auspumpen!“

Höchst erstaunt legte ich den Hörer wieder hin.

„Wieso?!“

„Weil – miau – weil die in einer Stunde Mittag essen. Und – und da gibt es den Fisch.“

„Wieso? Bei Inge? Meinst du die Inge Kragelberger, die im Erdgeschoß gegenüber wohnt?“

„Miau – Erdgeschoß“, antwortete Musch bloß.

Da ging mir ein Licht auf. Ich schüttelte Musch von meiner Schulter und donnerte: „Hast du am Ende bei Kragelbergers einen Fisch gestohlen?!“

Musch legte die Ohren flach an ihren runden Katzenkopf und schaute mich recht unsicher an. „Fisch ist sooo gut, Tonerl. Und – und bei dir gibt es nie Fisch!“

„Und du bist zum Fenster hineingesprungen und hast . . . Aber sag mal, war denn da niemand zu Hause?“

„Miau – das Dienstmädchen und Inge.“

„Und die haben dich nicht erwischt?“

„Nein. Das Dienstmädchen mußte eben an die Tür, weil es geklingelt hat, und Inge war in ihrem Zimmer.“

Ich mußte mich setzen.

Musch strich an meinen Beinen entlang. „Tonerl, Fisch hat bis in den Hof hinaus sooo gut gerochen! Dachte, ich sollte da mal näher dran riechen.“ Dabei schnupperte die Katze mit ihrer kleinen Nase genießerisch in die Luft.

„Dafür gehört dir eine hinter die Ohren!“

„Nicht, Tonerl! Mir ist sehr schlecht, glaub mir's. Mir liegt der Fisch im Magen.“

Jetzt kannte ich mich nicht mehr aus: Wenn der Fisch gut war, dann konnte er ihr doch nicht im Magen liegen! Und wenn er ihr jetzt doch im Magen lag, dann konnte er nicht gut sein. Ich sagte daher: „Wenn dir schlecht ist, müßte man Kragelbergers darauf aufmerksam machen, daß der Fisch . . .“

„Nein, Tonerl, der Fisch war gut, aber er liegt mir im Magen, weil . . .“

„Weil?“

„Miau!“

„Weil?!“

„Weil ich so erschrocken bin. Ich habe auf dem Küchentisch gesessen und – und hab' an dem Fisch so ein bißchen geschnuppert, und da ging draußen die Tür, und da hab' ich ein Stück von dem Fisch genommen – und weil ich schnell davonlaufen mußte, bin ich an eine Vase gestoßen, und die Vase – die hat ganz außen am Tischrand gestanden, mußt du wissen . . ." Musch seufzte tief.

„Und dann hast du die Vase runtergeworfen. Es wird immer schöner!"

„Gar nicht schöner wird es, Tonerl, sondern noch schlimmer . . ."

„Um Gottes willen, was denn noch?!"

„Ich hab den Fisch im Hof – miau –"

„In aller Gemütsruhe aufgefressen?!"

„Ganz ohne Gemütsruhe, das ist es doch!"

Und dann erzählte mir Musch, was sich wegen des gestohlenen Fisches in der Küche abgespielt und was sie von draußen mitangehört hatte.

Das Dienstmädchen Anna war also in die Küche gekommen, hatte einen Schreckensschrei ausgestoßen und gejammert: „O Himmel! Die schöne Vase! Unsere beste Kristallvase – ja, wie hat denn das nur passieren können, wie hat das nur passieren können!" Und dann schrie sie plötzlich: „Inge! Inge!"

Inge kam sofort in die Küche gestürzt: „Was ist denn los, Anna?"

Die ging gleich hoch: „Du brauchst es ja nicht zu sagen, wenn du was runterwirfst! Da schau nur, wie die schöne Vase jetzt aussieht! Lauter Scherben!"

Inge war höchst verwundert. „Die Vase? Ich war ja überhaupt nicht in der Küche, Anna."

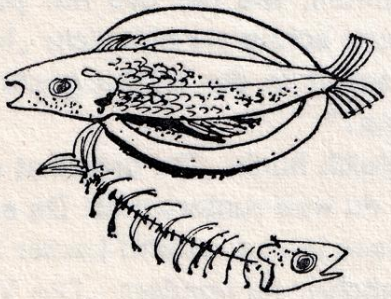
„Fang nur jetzt nicht zu lügen an! Das nützt dir gar nichts! Ich war für drei Minuten drüben bei Frau Auer, und als ich wieder rübergekommen bin, lag die Vase auf dem Boden. Das kannst nur du gewesen sein, es war ja sonst niemand in der Wohnung. Ein Windstoß kann nämlich so eine Vase nicht runterwerfen!"

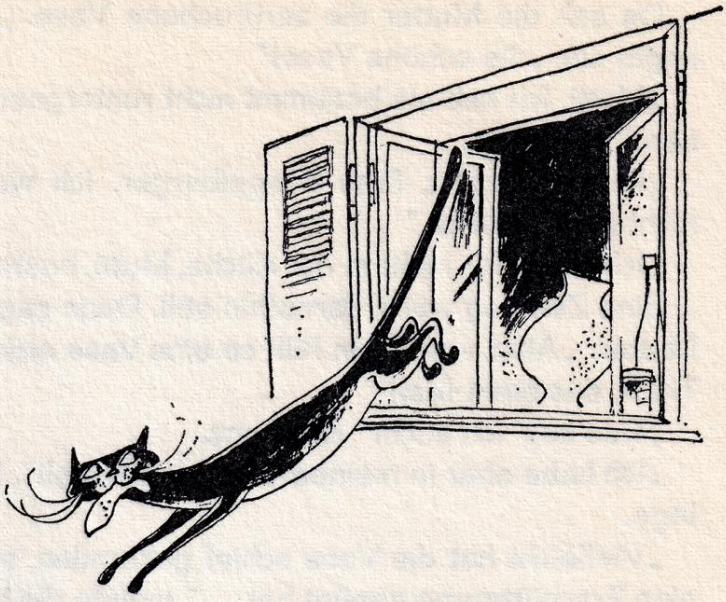
„Aber ich war bestimmt nicht in der Küche. Ich habe es klirren hören und dachte, du bist es!"

„Hat man so was schon gehört! Auf mich willst du's schieben! Dabei kannst nur du es gewesen sein!"

Da fing Inge zu weinen an: „Ich war's nicht, ich war's bestimmt nicht!"

Annas Stimme wurde lauter und lauter: „So, du warst es nicht!! Du bist es nie! Neulich, als der große Fleck im Tischtuch war, hast du auch gesagt, daß du's nicht warst! Alles Mögliche hast du behauptet, nur zugegeben hast du's nicht. Und wenn





deine Mutti nicht zufällig selbst gesehen hätte, daß . . .“

„Dafür konnte ich nichts!“ schluchzte Inge.

„Und diesmal kannst du auch nichts dafür. Du lügst ja! Ich werde es deiner Mutter schon sagen, warte nur . . .“

In diesem Augenblick ging draußen die Tür und die Mutter kam heim.

„So, da kommt deine Mutter!“ schnaubte Anna.

Inge rief ihrer Mutter weinend entgegen: „Mutti! Mutti!“

„Um Himmels willen, wo brennt's denn . . .?“ fragte die Mutter.

„Die Anna sagt, daß ich . . .“

„Die Inge sagt, daß die Vase . . .“

Beide redeten gleichzeitig.

Da sah die Mutter die zerbrochene Vase. „Ach", sagte sie, „die schöne Vase!"

„Mutti, ich hab sie bestimmt nicht runtergeschmissen!"

„Ich auch nicht, Frau Kragelberger. Ich war gar nicht in der Küche."

„Ich war auch nicht in der Küche, Mutti, bestimmt!"

Eine Zeitlang war's daraufhin still. Dann sagte die Mutter: „Also, von allein fällt so eine Vase nicht vom Tisch, das steht fest!"

„Das sag' ich auch!" rief Anna.

„Ich habe aber in meinem Zimmer gespielt", heulte Inge.

„Vielleicht hat die Vase schief gestanden, so daß eine Erschütterung genügt hat..." meinte die Mutter nachdenklich.

Aber da wurde Anna gleich wütend. „Soll das heißen, daß ich die Vase schief hingestellt habe!? Die Vase kann überhaupt nicht schief gestanden haben — worauf denn?"

„Es war aber doch außer euch niemand in der Wohnung, nicht wahr?" fragte die Mutter.

Jetzt fing auch Anna zu weinen an. „Jetzt wollen Sie's auf mich schieben; ich weiß schon, ich muß immer der Sündenbock sein!"

„Nun machen Sie doch kein Theater, Anna", versuchte die Mutter zu beschwichtigen. „Die Vase ist ja nicht unersetzlich. Aber irgend jemand muß es doch gewesen sein. An Gespenster kann ich nun mal nicht glauben."

„Aber ich war's nicht", heulte Inge.

„Und ich war's auch nicht", heulte Anna.

Da wurde es der Mutter doch allmählich zu dumm. Sie sagte: „Eine von euch ist feig und lügt. Ich weiß wirklich nicht wer. Aber ich bin sehr traurig. Das habe ich eigentlich keinem von euch zugetraut."

„Glauben Sie mir doch, Frau Kragelberger", flehte Anna.

„Mutti, glaub mir doch", flehte Inge.

„Ich mag mich nicht länger mit der Angelegenheit aufhalten. Wenn keine von euch die Wahrheit sagen will, dann müßt ihr eben beide für die Sache geradestehn. Die Vase hat vierzehn Mark gekostet. Die Inge bekommt sieben Wochen kein Taschengeld mehr, das sind die einen sieben Mark, und

die restlichen sieben Mark zieh' ich Ihnen in Raten vom Lohn ab."

Anna stotterte: „Aber meinen Lohn, den schick' ich doch immer meiner Mutter heim!"

„Das tut mir leid. Keine von euch muß auch nur einen Pfennig bezahlen, wenn ihr die Wahrheit sagt. Aber so . . ."

Inge fing an: „Wenn ich kein Taschengeld habe, dann kann ich nie mehr . . ."

Aber die Mutter unterbrach sie: „Ich will jetzt nichts mehr hören! Ihr könnt es euch bis zum Mittagessen überlegen." Und damit ließ sie die beiden stehen.

Die Musch hatte also das alles mitangehört. Nachdem sie mir's nun erzählt hatte, saß sie da wie ein Häufchen Elend.

„Hm –", bemerkte ich, „jetzt versteh' ich, warum dir der Fisch im Magen liegt."

„Wie ein soo großer Stein, miau."

Ich ging ein wenig ratlos auf und ab. Dann sagte ich: „Ich finde es zwar scheußlich von dir, daß du das angestellt hast, aber weil du gleich gekommen bist und mir das erzählt hast, drum will ich auch nachdenken, was wir da tun können."

„Lieber, lieber Tonerl!" schnurrte Musch und rieb dankbar ihren Kopf an meinem Schienbein.

Das hat mich so gerührt, daß ich barscher als notwendig gesagt habe: „Ist schon gut, laß das. Was machen wir jetzt?"

Musch spielte nachdenklich mit ihrem Schwanzspitzel. „Wenn du zu Kragelbergers gingst, Tonerl, und ihnen sagtest, ich hätte die Vase umgeworfen?"

„Aber Musch, das geht doch nicht! Woher soll ich denn das wissen? Ich werde mich hüten, irgendjemandem zu sagen, daß du mir das erzählt hast!"

„Kannst du nicht sagen, du hättest es zufällig gesehen?"

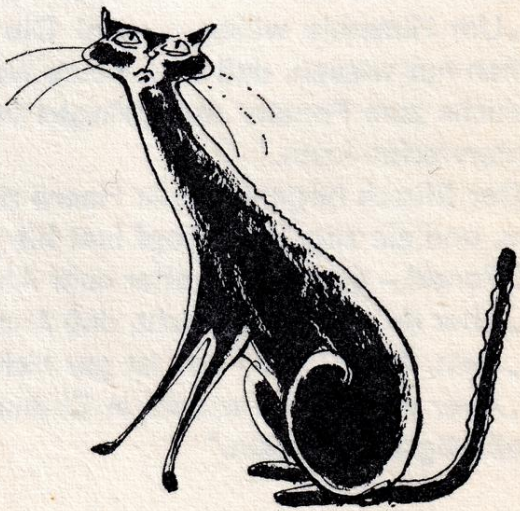
„Wie sollte ich denn das sehen! Das Erdgeschoß ist doch so hoch, da kann ich nicht einfach reinschauen."

„Aber du hättest doch sehen können, wie ich reingesprungen bin!"

„Hm – schon. Aber dann wäre es doch wohl meine Pflicht gewesen, gleich zu läuten und zu sagen: Entschuldigen Sie, bei Ihnen ist meine Katze reingesprungen."

Musch legte den Kopf so schief, daß man hätte meinen können, er purzele ihr herunter. „O Tonerl, was machen wir dann?"

Ich ging wieder auf und ab. Dann meinte ich: „Tja, weißt du, Musch, vielleicht sollte nicht ich die Sache



einrenken, sondern du selbst. Schließlich hast du doch auch die Suppe eingebrockt."

„Aber ich habe doch geschworen, mit niemandem zu reden! Da würde überhaupt alles noch schlimmer."

„Unsinn, reden sollst du auch nicht."

„Miau — was dann?"

Wie immer, wenn ich nachdenke, zündete ich mir eine Pfeife an. Meist schon, wenn ich den Tabak in den Pfeifenkopf stopfe, fällt mir etwas ein. So auch diesmal.

„Ich hab's!" sagte ich. „Du mußt die ganze Geschichte den Kragelbergers genauso vormachen, wie sie sich zugetragen hat. Und zwar möglichst so, daß sie es alle miteinander sehen."

„Aber das kann ich doch nicht. Die Vase steht gar nicht mehr auf dem Tisch!"

„Macht nichts. Du springst auf das Fenstersims und vor aller Augen auf den Tisch, schnupperst am Fisch, machst kehrt und springst wieder zum Fenster hinaus."

„Und – und soll ich noch einen Fisch stehlen?"

„Um Himmels willen – nein! Die Kragelbergers sollen nur wissen, daß eine Katze wegen des Fischgeruchs zum Fenster reinspringen und dabei etwas runterwerfen kann."

Der Musch begannen alle Haare zu Berge zu stehen, und sie zog ihren Kopf fast bis zum Bauch ein. „O Tonerl – da habe ich aber sehr Angst."

„Aber du willst doch nicht, daß Anna und Inge . . ."

„Nein. Aber – mir – mir ist gar nicht gut. Miau."

„Aber wenn alles wieder in Ordnung ist, wird dir großartig zumute sein."

„Wenn die aber ganz böse auf mich werden und mich hauen oder noch viel Schlimmeres?"

„Nein, das werden sie nicht."

Die Musch durchlief ein Zittern. „O Tonerl – könntest du nicht wenigstens bis vors Fenster mitgehen, damit du mir helfen kannst, wenn die Anna vielleicht doch auf mich losgeht? Es gibt Köchinnen, sag' ich dir, die machen Hasenbraten aus Katzen!"

Ich streichelte Musch und beruhigte sie: „Die Anna bestimmt nicht. Komm, Musch, los!" Aber vorsichtshalber ging ich doch mit.

Ich tat so, als ginge ich langsam spazieren, und Musch schlich mit gesenktem Kopf hinter mir drein. Vor Kragelbergers Küchenfenster blieb ich stehen, als interessierten mich die Vorgartenblumen. Musch warf mir einen schmerzlichen Blick zu und sprang aufs Fenstersims und von dort in die Küche.

Und schon hörte ich Anna schreien: „Um Himmels willen, eine Katze! Eine Katze! Frau Kragelberger, Inge, kommen Sie schnell! Eine Katze!"

„Warum schreien Sie denn so, Anna?" hörte ich die Mutter.

„Ui, Mutti, wir haben eine Katze!" rief Inge.

Aber dann übertönte wieder Annas Schreien alles: „Die Katze geht auf unser Fischfilet los!! Kschsch – gehst du gleich weg! Ja – gibt's denn so was auch –? Aber wart nur, gleich hab' ich dich!"

Wie ich sie da poltern hörte, wurde mir ganz übel zumute. Ich wollte schon dazwischenrufen, da hörte ich Frau Kragelberger sagen: „Anna lassen sie doch das Tier – es kann doch nichts dafür!"

„Da unterm Ofen sitzt sie!" schrie Inge aufgeregt.

„Moment mal", hörte ich wieder die Mutter. „Sagen Sie, Anna, haben diese Fischfilets vorher auch schon auf dem Tisch gelegen?"

„Ja, genauso wie jetzt, noch halb ins Papier eingewickelt." Das Papier raschelte, und Anna rief: „Das waren doch fünf Scheiben Filet!! Und jetzt sind's nur noch vier! Diese Mistkatze hat ein Filet gestohlen!"

„Geh, Anna", protestierte da die Inge, „Ich hab' doch ganz genau gesehen, daß sie jetzt bloß dran geschnuppert hat."

„Nicht jetzt, Inge", sagte die Mutter, „sondern vorhin, und dabei hat sie wahrscheinlich die Vase runtergeworfen."

Über diese Lösung waren Anna und Inge sprachlos – das merkte ich bis draußen –, es war nämlich einige Zeit völlig still.

Aber nicht lange, dann polterte Anna los: „Ja so was, wer kommt denn auf so was, ja, diese Mistkatze, ja, was ich mit der mach'! Komm nur her, du schwarzer Teufel du, zum Fenster kommst du mir nicht mehr raus — den Kragen dreh ich dir um!"

Da rief ich, so laut ich konnte: „Frau Kragelberger! Frau Kragelberger!“

Frau Kragelberger schaute zum Fenster heraus.

Ich sagte so harmlos und höflich als möglich: „Entschuldigen Sie, Frau Kragelberger – ist meine Katze bei Ihnen? Sie ist mir entlaufen, und jetzt dachte ich . . .“

Jetzt erschien auch Annas Kopf am Fenster. „So, Ihnen gehört das Vieh?“

„Aber Anna!“ unterbrach sie Frau Kragelberger. „Die Katze kann doch nichts dafür, daß sie nun mal gern Fisch frißt. Ein Tier holt sich das, was es braucht.“

„Ich sag' ja gar nichts wegen des Fischfilets, aber daß sie auch noch die Vase runtergeworfen hat und daß Inge und ich verdächtigt worden sind . . ."

„Es tut mir wirklich außerordentlich leid!" versuchte ich einzuwenden.

„Und überhaupt", schimpfte Anna weiter, „wenn man schon ein Tier hält, dann muß man eben auch darauf aufpassen!"

Frau Kragelberger, die eine gescheite und liebenswürdige Frau ist, war sichtlich peinlich berührt, weil ich so abgekanzelt wurde, drum sagte sie sehr freundlich: „Kommen Sie doch bitte herein, und holen Sie Ihre Katze. Sie sitzt unter dem Herd, und ich fürchte, uns kratzt sie nur, wenn wir versuchen, sie hervorzuholen."

Ich ging also hinein und lockte: „Komm, Musch!"

Sie erschien ganz geduckt mit hängendem Schwanz und angelegten Ohren.

Der Beweis ihrer Schuld war vollständig, und Inge sagte auch gleich: „Mutti, bekomm ich jetzt wieder mein Taschengeld? Und die Anna auch ihren Lohn?"

Die Mutter lachte. „Natürlich!" Dann wandte sie sich mir zu: „Sie müssen nämlich wissen, daß ich den beiden die Kosten für die Vase angerechnet hätte . . ."

„Gleich wird man immer verdächtigt", bockte die Anna.

Was blieb mir als höflicher Mensch anderes übrig, als zu sagen: „Die Kosten für den Schaden, den meine Katze angerichtet hat, übernehme ich natürlich."

Frau Kragelberger wollte schon abwehren, aber

Inge sagte schnell: „Vierzehn Mark hat die Vase gekostet. Viel, nicht wahr?"

„Aber Inge!"

Da zog ich seufzend meinen sowieso nie üppig gefüllten Geldbeutel.

„Das Fischfilet für eine Mark ist auch noch weg", murmelte Anna.

So legte ich also fünfzehn Mark auf den Tisch. Schöne runde fünfzehn Mark!

Musch war auf dem Nachhauseweg recht still.

„Miau", sagte sie nach einiger Zeit, „Jetzt ist mir schon wieder leichter."

„Mhm – meinem Geldbeutel auch!"

„Sag, Tonerl, ist das viel Geld, was du bezahlen mußtest?"

„Und ob! Einen Monat lang könnten wir jeden Tag Fisch dafür essen."

„Jeden Tag Fisch?" Sie schüttelte ihren Kopf, daß die Ohren wackelten. „Tonerl, so oft möchte ich gar nicht Fisch. Da ist's ganz gut, wenn man für das Geld zwischendurch mal eine Vase kauft. Findest du nicht? Miau!"

Die unheimliche Geschichte vom fremden Mann

Na, das war eine tolle Geschichte, sage ich euch! Mir läuft es jetzt noch kalt über den Rücken, wenn ich daran denke.

Ich saß an meinem Schreibtisch und arbeitete. Es war eine Arbeit, die sehr eilte, eine Tageszeitung hatte einen Aufsatz bei mir bestellt, der eigentlich schon längst hätte fertig sein sollen.

Ich gab also gar nicht acht, was die Musch tat. Ich wußte, daß sie sich irgendwo im Zimmer herumtrieb, denn ich hörte sie ab und zu maunzen und murmeln.

Aber ihr Selbstgespräch wurde immer lauter.

„Komisch, die Menschen haben doch auch Nasen! Aber sie können anscheinend nicht damit riechen. Wofür Menschen Nasen haben? Vielleicht nur, damit sie in Taschentücher trompeten können. Komisch, komisch, miau."

Ich verwies Musch ungeduldig: „Liebe Musch, ich arbeite! Rede leiser, wenn du schon reden mußt."

„Miau – verzeih", erwiderte sie etwas beleidigt.

„Bitte", murmelte ich und schrieb weiter. Aber nicht lange. Musch sprang nämlich plötzlich auf meinen Schreibtisch und sagte: „Du hast doch auch eine Nase, nicht wahr, Tonerl?"

Ärgerlich antwortete ich: „Ja, natürlich habe ich eine Nase!"

„Miau, was tust du damit?"

„Riechen, zum Kuckuck!" Beinahe hätte ich bei dieser dummen Fragerei den Satz vergessen, den ich eben schreiben wollte. Ich war wirklich nervös.

Musch aber ringelte ihren Schwanz um die Vorderpfoten, sah mich schief an und bemerkte: „Das ist sehr beruhigend."

„Was ist sehr beruhigend?"

„Daß du riechen kannst."

Ich brummte nur was von „Unsinn" und schrieb weiter. Der Satz war mir gottlob wieder eingefallen. Da fing Musch wieder an: „Gibt es eigentlich auch Menschen, die mit der Nase nicht riechen können?"

Da wurde es mir zu dumm. „Liebe Musch", begann ich drohend, „wenn ich damals gewußt hätte daß du reden kannst, dann . . ."

„Dann?"

„Dann hätt ich dich nicht aus dem Wasser gezogen."

Musch kämpfte sichtlich damit, tödlich beleidigt zu sein. Aber dann war sie doch viel zu sehr mit dem beschäftigt, was sie erlebt hatte, als daß sie aufhören konnte zu fragen – gottlob, muß ich nachträglich sagen.

Sie fragte also: „Trotzdem muß da ein Unterschied sein zwischen euren Nasen und den unsern. Wenn ich an jemand schnuppere, dann riecht der gut oder schlecht, kurzum, den einen kann ich riechen, den andern nicht."

„Na und?"

„Vorhin auf der Straße bin ich einem Menschen begegnet, den konnte ich um die Welt nicht riechen."

„Das verlangt auch niemand! Brauchst schließlich nicht mit ihm zu gehen."

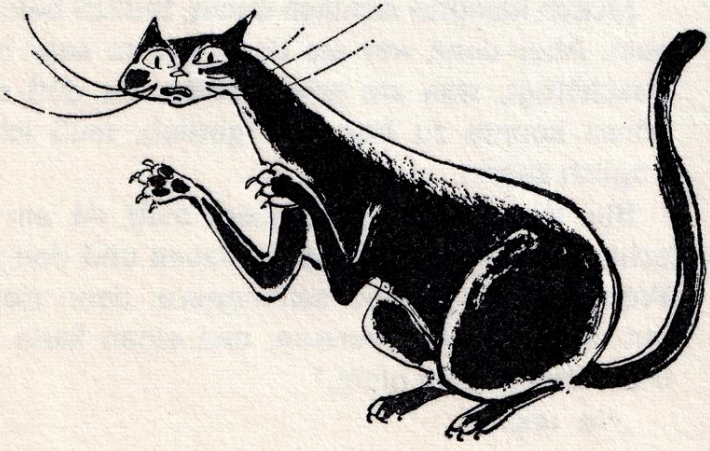
„Das würde ich auch nie. Aber Peter, der ist mitgegangen, miau!"

„Schließlich kann sich Peter seine Freunde nicht mit deiner Nase aussuchen!"

„War aber kein Freund." Sie fauchte das fast.

„Woher willst du das wissen?"

„Redet ein Freund so?" Musch machte ein wildes Tigergesicht und streckte ihre Krallen raus, damit sie darstellen konnte, wie böse der Mann geredet hatte, und sagte mit ihrer tiefsten Stimme: „Hallo, du, da komm mal her! Hast du ein Fahrrad? Aha,



dann hab' ich dich schon, dann gehst du jetzt sofort mit mir! Du hast mich gestern abend mit deinem Rad angefahren und meinen ganzen Mantel zerrissen!"

„Nun ja", meinte ich, „wenn das der Peter wirklich getan hat, hat der Mann wohl allen Grund, so böse zu reden!"

Darauf Musch: „Peter hat es aber nicht getan, und er hat auch gesagt, daß er gestern überhaupt nicht auf der Straße war. Von Radeln keine Spur. Außerdem müßte ich da auch was gesehen haben, denn ich habe meinen Abendmausespaziergang gemacht."

„Was hat der Mann daraufhin gemeint?"

„Er war trotzdem weiter böse und hat gesagt, der Peter solle mit ihm auf die Polizei gehen. Und – stell dir vor, Peter ist mitgegangen!"

„Hm – warum nicht?"

Musch schnaubte durch die Nase. „Ich will dir was sagen: Überhaupt kein Tier, nicht mal ein schäbiger Straßenköter, würde mit einem Menschen gehn, den er nicht riechen kann. Aber ihr habt ja für so was keine Nasen."

„Na ja, Peter hätte zuerst seine Eltern fragen sollen. Aber schließlich ist die Polizei ja nichts Böses."

„Sie sind aber dann nicht zur Polizei gegangen, miau!"

Jetzt legte ich doch meinen Bleistift hin. „Wieso?"

„Ich bin hinterdrein gelaufen, hatte gerade nichts Besseres zu tun. Der Mann hat auf dem halben Weg plötzlich gesagt, er wolle zuerst heim und den Mantel als Beweis holen. Und er hat den Peter

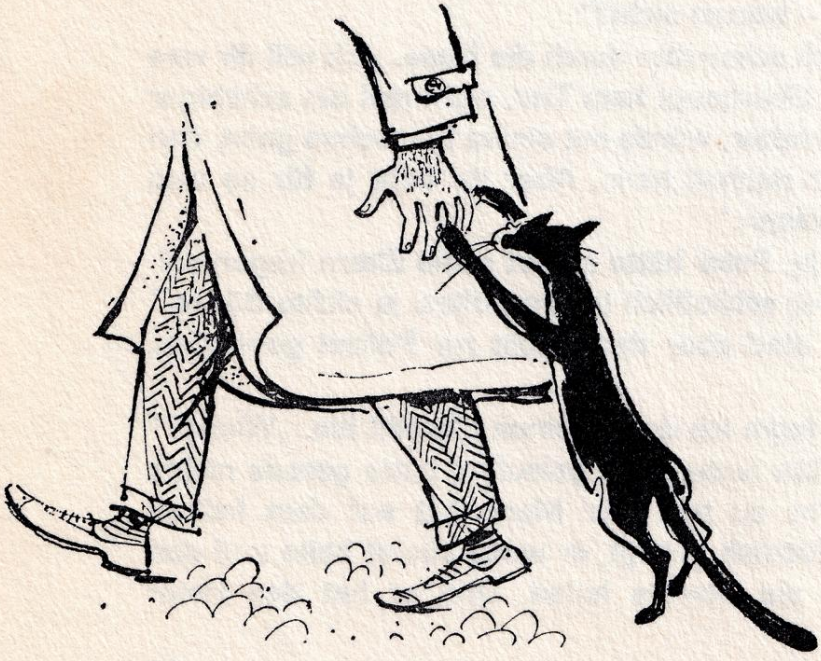
hinten am Hals gepackt und gesagt, daß er ihn in die Wohnung begleiten müsse."

„Und?"

„Peter hat sich gewehrt, aber es hat nichts genützt. Da bin ich sehr zornig geworden und bin an dem Mann hochgesprungen und habe ihn an der Hand gekratzt, richtig fest. Hat aber auch nichts genützt. Er hat mir einen Tritt gegeben, Peter in den Hausgang gezogen und mir die Tür vor der Nase zugeknallt. Ich war wütend, kann ich dir sagen!"

Musch fauchte mit hochgezogenen Oberlippen.

Etwas seltsam kam mir die Geschichte schon vor. Aber konnte ich wissen, ob die Katze das alles



richtig erzählt hatte und ob der Mann nicht allen Grund hatte, zornig zu sein?

Doch Musch erzählte weiter: „Ich habe vor der Tür gewartet, um den Mann nochmal richtig zu kratzen. Aber sie sind nicht mehr herausgekommen."

Sie seufzte. „Dann bin ich heimgegangen, wie du siehst."

„Wie lange hast du gewartet?" fragte ich.

„Ganz endlos lang, Tonerl."

So lang waren die nicht herausgekommen? Sehr seltsam. Doch was gehen mich die Angelegenheiten fremder Leute an?

„Musch, ich muß jetzt unbedingt weiterarbeiten!" Ich griff wieder zu meinem Bleistift, aber Musch ging nicht von meinem Schreibtisch herunter.

„Miau, Tonerl, ich weiß was."

„Musch –, ich . . ."

„Du kannst doch an dem schwarzen Kasten da drehen und hineinreden? Frag doch das schwarze Ding, ob Peter auf der Polizei war."

Obwohl ich mich inzwischen einigermaßen daran gewöhnt hatte, daß Musch reden kann – diese Schläue versetzte mich geradezu in Schrecken!

„Du meinst, ich soll bei der Polizei anrufen?"

Musch maunzte zustimmend.

„Gut – wenn ich dann meine Ruhe habe!" Ich rief an.

„Ist ein Mann mit einem Buben bei Ihnen auf der Polizei gewesen?" fragte ich.

„Nein."

„Bestimmt nicht?"

„Bestimmt den ganzen Tag nicht."

„Hat sich kein Mann wegen eines kaputten Mantels beschwert?"

„Nein."

„Danke schön."

Ich hängte ein. Die Geschichte begann etwas unheimlich zu werden. „Vielleicht hat der Mann Peter laufen lassen, und der Bub ist längst wieder daheim", versuchte ich Musch ebenso wie mich zu beruhigen.

Die Katze drehte nachdenklich ihre Ohren etwas hin und her. „Miau. Vielleicht."

Beide hatten wir „vielleicht" gesagt. Ob man das nicht sicher wissen sollte? Ich überlegte laut. „Man müßte nachschauen, ob Peter zu Hause ist. Musch – könntest du nicht . . .?"

„Nein, der Peter wohnt im dritten Stock, und die Haustür ist immer abgeschlossen."

„Wenn ich selbst hinübergehe? Aber was sage ich, wenn er da ist? Meine Katze hat gemeint . . . Nein, das geht nicht!"

Ich begann mir nachdenklich die Pfeife zu stopfen.

„Miau, ich weiß was."

„Schon wieder?"

„Du bist doch ein Freund vom Maxl, und der Maxl ist ein Freund vom Peter und leiht sich bei ihm immer die Fahrradpumpe. – Sag, brauchst du keine Pumpe?"

„Ich hab doch selbst eine."

„Kann die nicht kaputt sein?"

„Das kann sie schon."

Da schaute mich Musch durchdringend mit ihren großen, klugen Augen an und befahl ganz einfach: „Dann schick den Maxl zum Peter, er soll sagen, du müßtest vom Peter die Pumpe haben, weil deine kaputt ist."

Der Vorschlag war gar nicht so übel. Ich ging tatsächlich zum Maxl. Zuerst wollte der Bub meine Pumpe reparieren. Aber ich erzählte ihm, meine Pumpe hätte einen solch schauerlichen Schaden, daß er den Gedanken aufgab. Er zog sich also an und sauste zum Peter. Ich ging inzwischen nach Hause und schickte Musch fort. Sie sollte im Hof und auf der Straße und im Milchladen suchen.

Musch und Maxl kamen fast gleichzeitig zurück. Maxl erzählte: „Ich hab die Pumpe nicht gekriegt, weil Peters Mutter sie nicht gefunden hat. Peter ist überhaupt den ganzen Nachmittag nicht heimgekommen. Nicht einmal seine Hausaufgaben hat er heute gemacht. Die Mutter weiß nicht, wo er ist."

Musch, die in Anwesenheit vom Maxl nicht reden konnte, schüttelte nur traurig den Kopf. Sie hatte

Peter auch nirgends entdeckt. Ich bedankte mich beim Maxl.

Da stand ich nun mit meiner ganzen Weisheit! Ich muß zugeben, die Geschichte kam mir nun sehr bedenklich vor. Ein fremder Mann zwingt einen Jungen, mit auf die Polizei zu gehen, geht aber nicht hin, sondern nimmt ihn mit in die Wohnung! Und dann keine Spur mehr von dem Kind!

Ich setzte meinen Hut auf und sagte zu Musch, sie solle mir das Haus zeigen, in dem die beiden verschwunden waren. Da mußte man doch herausbringen, wo der Mann wohnt.

Also, wir gingen los. Die Musch sagte, es wäre nicht weit, die dritte Querstraße von hier und dann links in eine kleine Seitenstraße rein und dann ein großes, gelbes Tor. Sie lief immer ein paar Schritte vor mir her.

Doch plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen – ihre Haare sträubten sich – und dann setzte sie zu einem gewaltigen Sprung an und landete direkt an der Krawatte eines uns entgegenkommenden Mannes. Fauchend versuchte sie mit ihren Krallen sein Gesicht zu erreichen.

Der Mann schrie auf und wollte die Katze von sich schleudern. Aber ihre Krallen hingen in seinem Anzugstoff.

„Hilfe! Hilfe! Eine tollwütige Katze!"

„Sie ist nicht tollwütig", sagte ich, „komm, Musch!"

Die Katze ließ von ihm ab. Aber jetzt schimpfte der Mann los.

„Gehört Ihnen das Vieh?! Das ist ja lebens-

gefährlich! Ersäufen sollte man so ein Biest! Das ist heute das zweite Mal –"

„Moment mal!" sagte ich schnell. „Diese Katze hat Sie schon einmal angesprungen?"

„Ja, die Hand hat sie mir verkratzt!"

Wirklich, zwei deutliche rote Striemen liefen über seine rechte Hand. Ich ging nahe an den Mann heran. „Dann sind Sie der, den ich suche!"

„Wieso? Wie meinen Sie das?"

„Sind Sie vorhin nicht mit einem Jungen die Straße da hinuntergegangen? Sie haben behauptet, der Bub hätte Sie mit dem Fahrrad angefahren. Ich habe das Ganze vom Fenster aus beobachtet."

„Der Lausbub hat mich mit dem Fahrrad niedergerannt und meinen Mantel zerrissen, und dann ist er einfach auf und davon. Eine Unverschämtheit, nicht wahr?"

„Und Sie sind mit ihm auf die Polizei gegangen?"

„Wo sollte ich sonst mit ihm hin? Einen Denkzettel mußte er schon haben!"

„Und – was hat die Polizei gesagt?"

„Die Polizei – ja, die hat gesagt . . . Überhaupt, was interessiert Sie das? Sind Sie der Vater?"

„Nein, aber . . ."

„Was fragen Sie mich dann so aus, was geht Sie das an?"

„Weil der Junge gesucht wird, und weil Sie nicht auf der Polizei waren", sagte ich scharf.

Mir schien einen Augenblick, als wäre er erschrocken. Dann lachte er auf. „Was glauben Sie denn, daß ich mit dem Knaben gemacht habe?!"

„Ich weiß es nicht", antwortete ich langsam.

„Dann reden Sie nicht! Ich habe keine Zeit." Damit wollte er schnell fort.

Ich packte ihn am Arm.

„Moment, bitte schön. Ich möchte gerne mit Ihnen in Ihre Wohnung gehen und nachsehen, ob der Bub dort ist."

„Lassen Sie mich los!"

„Nicht bevor ich weiß, wo Peter ist."

„Wenn Sie mich nicht loslassen, rufe ich die Polizei."

„Gut, rufen wir die Polizei!"

In diesem Augenblick versetzte mir der Mann einen Stoß, daß ich fast umgefallen wäre, und riß seinen Arm los. Mit einem Satz sprang er ins nächste Haus.

„Halt! Halt! Den Mann aufhalten!" schrie ich und rannte ihm nach. Aber der Hausgang war leer. Hielt er sich nur auf einem Treppenabsatz versteckt, oder war er zu einem Hinterausgang hinausgelaufen?

Ich rannte die vier Treppen bis zum Speicher des Hauses hinauf – vergeblich. Ich rannte zum Hinterausgang und stand in einem Hof. Kein Mensch zu sehen. Dafür aber waren in dem Hof viele Türen, durch die er hatte wieder hinauslaufen können. Es war aussichtslos. Ich schaute in alle Häuser, lief durch alle Türen, aber ich fand keine Spur von ihm.

Ich hätte mir die Haare ausreißen können, weil er mir so einfach entkommen war!

In der Aufregung hatte ich Musch ganz vergessen. Himmel, die Katze mit ihrer feinen Nase müßte hier doch Rat wissen!

Ich rief: „Musch! Musch!"

Aber weit und breit war keine Musch. Ich stand ratlos da. War Musch hinter dem Mann dreingelaufen? Oder wo war sie? Jetzt konnte ich auch noch Musch suchen!

Plötzlich fiel mir ein, daß der Mann vielleicht in seine Wohnung zurückgegangen sein könnte. Ich überlegte nicht lange, sondern lief im Dauerlauf zu dem Haus, das mir Musch beschrieben hatte.

Das große gelbe Tor war eine Durchfahrt zu einem Hinterhof. Als ich es öffnete, hörte ich Stimmen – und jämmerliches Schreien einer Katze. Und was sah ich? – Musch hockte dort vor einem alten Bauschuppen und vollführte ein Geschrei wie zehn tolle Kater in einer Mondnacht.

Die Leute schauten aus den Fenstern.

„Wem gehört denn das Tier?" rief eben empört eine Frau. Und eine andere: „Die Katze muß krank sein!" Und eine dritte: „In dem Schuppen gibt es Mäuse und Ratten, darum führt sie sich so auf!"

Musch bearbeitete die Schuppentüre mit ihren Krallen, als ich zu ihr trat. Ich verstand sie sofort: hier drinnen mußte entweder Peter oder der fremde Mann sein. Aber die Türe war verschlossen. Ich wandte mich an die Leute, die aus den Fenstern herunter sahen. „Hat jemand von Ihnen einen Schlüssel zu dem Schuppen?" rief ich.

„Nein!" antwortete eine der Frauen, „das ist ein Werkzeugschuppen, den die Arbeiter stehengelassen haben, als das Haus gebaut wurde. Bin neugierig, wann der endlich einmal abgerissen wird!"

In diesem Augenblick schien mir, als hörte ich aus dem Schuppen leises Stöhnen.

„Da ist jemand drin, wir müssen sofort aufbrechen, da ist was passiert!" schrie ich und warf mich gegen die Tür.

Eine der Frauen tat einen Schrei, und die andere rief: „Ich telefoniere der Funkstreife."

Ich rüttelte an der Tür und stemmte mich dagegen, und Musch kreischte und fauchte. Plötzlich wieder ein Wimmern, diesmal deutlicher.

„Ich komme! Ich komme!" schrie ich.

Ganz schwach und leise hörte ich da: „Mutti! Mutti! Ich möcht' raus!"

Himmel, war denn hier gar niemand, der mir half? Ich nahm einen Anlauf und warf mich mit meinem ganzen Gewicht gegen die Tür. Und dann nochmal. Und nochmal – meine Schulter schmerzte höllisch dabei.

Endlich krachte die Tür ein. Am Boden des Schuppens lag Peter. Leichenblaß. Ich hob ihn auf und trug ihn heraus. Sein Kopf war blutig.

„Peter, was war denn los?"

Etwas mühsam antwortete er: „Ich – ich kann nichts dafür. Der Mann hat gesagt, ich soll da reinkommen, und dann hab ich gesagt: nein – und – dann hat er mich einfach reingezogen, und dann hab ich mich gewehrt und mit den Füßen und Händen losgeschlagen. Und dann hat er mich auf den Kopf gehauen, so daß ich nichts mehr weiß. Erst vorhin, als eine Katze so geschrien hat, bin ich aufgewacht."

In diesem Augenblick hörte ich die Sirene der Funkstreife. Ich atmete auf.

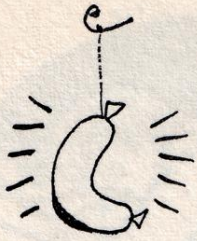
Mit den Polizisten kamen auch einige der Leute, die aus den Fenstern geschaut hatten. Alle redeten

durcheinander. Ich erzählte den Funkstreifenbeamten den Vorfall. Sie machten sehr ernste Gesichter. Schon einmal war in dieser Gegend etwas ähnliches passiert. Auch da war der Täter entkommen.

Ich konnte den Burschen genau schildern. Und sogar noch ein besonderes Kennzeichen dazu angeben: rote Striemen von Katzenkrallen an der rechten Hand.

Sofort wurde meine Schilderung durchgegeben und Polizeiverstärkung angefordert. Die ganze Gegend sollte jetzt systematisch durchgekämmt werden.

Ein Funkstreifenwagen brachte Peter zum nächsten Arzt. Ich begleitete ihn. Die Verletzung war gottlob nicht so schlimm. Peter konnte bald mit einem dicken Verband um den Kopf wieder entlassen werden. Ich brachte ihn zu seiner Mutter. Unnötig zu schildern, wie sie erschrak. Und wie glücklich sie war, weil alles so glimpflich verlaufen war.



Über dem Aufenthalt beim Arzt und bei Peters Mutter war fast eine Stunde vergangen. Als ich wieder auf die Straße trat, merkte ich sofort, hier war etwas losgewesen. Die Leute standen herum und redeten aufgeregt miteinander. Der Maxl stand auch dabei.

„Herr Pfister, Sie haben was versäumt!" rief er schon von weitem.

„So?" fragte ich.

„Vier Funkstreifenwagen waren da, und die Polizisten haben alle Häuser und alle Höfe durchsucht, und auf einmal haben sie einen Mann zwischen sich geführt. Dem waren die Hände richtig gefesselt, genauso wie ich's mal im Film gesehen habe!"

„Was du nicht sagst!"

„Und die Leute sagen, das sei ein Einbrecher, und andere wieder, ein Raubmörder, der schon lang gesucht worden ist."

Ich atmete erleichtert auf. „Seien wir froh, daß sie ihn haben!"

„Herr Pfister, glauben Sie, daß das morgen in der Zeitung steht?"

„Kann schon sein, Maxl."

Ich hatte nach all dem wirklich keine Lust, über die Sache zu reden. Sie hatten den Burschen, das war die Hauptsache. Wer weiß, was sonst noch alles passiert wäre, denn es gibt immer wieder Kinder, die mit fremden Menschen gehen. Peter allerdings nicht mehr, das möchte ich schwören.

Als ich endlich nach Hause kam – wer lag da bereits behaglich auf der Couch? – Musch.

„Musch – da bist du ja!" rief ich. Ich hatte sie in der Sorge um Peter zum zweitenmal vergessen. Aber Musch schnurrte behaglich.

„Ich bin schon längere Zeit zu Hause. Habe Ruhe sehr nötig."

„Musch – wenn wir dich nicht gehabt hätten!!"

„Mich und meine gute Nase, meinst du wohl?"

„Du hast's einfach großartig gemacht! Ich kaufe dir eine Wurst, die größte und beste, die es gibt!"

Musch schleckte sich ihr rosa Näschen und begann zu schnurren.

„Übrigens, Musch, weißt du auch, daß die Polizei den Kerl schon gefangen hat?“

Das Schnurren wurde noch zufriedener. Und nach einigem Nachdenken meinte sie dann: „Weißt du, was ich glaube?“ –

„Was denn?“

„Daß Polizisten Menschen sind, die sehr gute Nasen haben!“

Ich widersprach ihr nicht. Ich zündete meine Pfeife an und qualmte still und nachdenklich vor mich hin.

Die Arbeit ist an diesem Tag nicht mehr fertig geworden, aber das kann nach solch einer Aufregung auch niemand verlangen, nicht einmal eine Tageszeitung, was meint ihr?

Die Sache mit dem Geburtstagsgeschenk

Ich weiß heute noch nicht, wer mir diese Geschichte eigentlich eingebrockt hat.

Es war an meinem Geburtstagsmorgen. Ich hatte gerade zur Musch gesagt: „Heute machen wir es uns einmal richtig gemütlich. Du darfst dir wünschen, was du am liebsten essen magst."

„Grießbrei", miaute Musch und fuhr sich mit der Zunge genießerisch über ihr Mäulchen.

„Also, ich koche dir eigenhändig einen Grießbrei!"

„Aber nicht anbrennen lassen, Tonerl!"

„Ich werde dabei stehenbleiben und umrühren, bis mir der Arm weh tut!"

„Miau, und was gibt es für dich?"

„Ich arbeite heute überhaupt nicht, lese mindestens zehn Zeitungen und . . ."

Da läutete es.

Ich ging an die Tür und öffnete – aber kein Mensch war draußen. Nur eine große Schachtel

stand am Boden. Und die Schachtel hatte oben Löcher.

Musch, die hinter mir dreingetrottet war, schnupperte und flüsterte: „Das riecht aber scheußlich!"

„Ich rieche nichts", sagte ich und trug die Schachtel in mein Zimmer. Doch als ich öffnen wollte, da hörte ich ein leises Winseln, und gleichzeitig machte Musch einen Katzenbuckel und fauchte und stellte alle Haare hoch.

„Kchchchch – da ist ein Hund drin!"

„Um Himmels willen, ein Hund!" stöhnte ich.

„Pack ihn doch gar nicht aus, stell ihn gleich wieder vor die Tür, Tonerl! Ein Hund ist etwas Abscheuliches – bei der Vorderpfote meines Großvater!"

Fast war ich versucht, der Musch zu folgen. Aber dann überlegte ich: „Vielleicht ist irgendein Brief dabei, und vielleicht stellt sich dann heraus, daß alles ein Irrtum ist."

Ich öffnete also.

Da saß ein ganz kleiner, wolliger Hund drin mit schlappigen Ohren, und er schaute so ängstlich zu mir auf, daß man das Weiße seiner Augen sah. Ganz leise winselte er durch die Nase.

Als Musch ihn sah und hörte, sagte sie so hochmütig wie sie nur konnte: „Hör mit dem Gewinsel auf, du dummes Tier!"

Inzwischen hatte ich auch einen Zettel in der Schachtel gefunden. Darauf stand mit Druckbuchstaben: „Sehr geehrter Herr Pfister, da ich weiß, daß Sie ein Tierliebhaber sind, möchte ich Ihnen gerne eine Freude zu Ihrem Geburtstag machen. Der Hund wird sich bestimmt gut mit Ihrer sehr ge-

schätzten Katze vertragen. Alles Gute für Ihr neues Lebensjahr!"

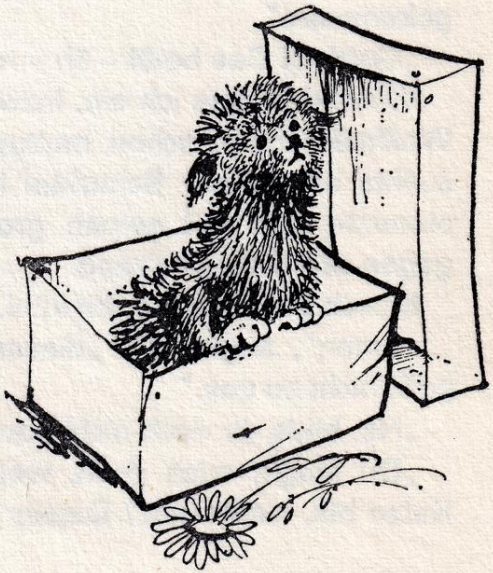
Unterschrift fehlte.

Ich mußte mich setzen. Ein Hund! Es war kein Irrtum, ein Hund für mich! Wehe, wenn der von einem meiner Freunde kam! Postwendend sollte der ihn wieder haben. Ich kann doch schließlich keinen Zoo aufmachen!

Ich rief Johannes an.

„Ich danke dir für das schöne Geburtstagsgeschenk", versuchte ich ihn einfach zu überrumpeln.

Aber er sagte nur verlegen: „Ach entschuldige, du hast Geburtstag? Verzeih, daß ich ihn vergessen habe. Alles Gute!"



„Und das Geschenk ist nicht von dir?"

„Was für ein Geschenk?"

Da war also nichts zu machen.

Ich rief Balduin an.

„Lieber Balduin, woher hast du den Hund?"

„Welchen Hund?"

„Na, den Hund, den du mir heut zum Geburtstag geschenkt hast!"

„Mensch, du hast Geburtstag? Alles Gute, lieber Anton! Wie geht's deiner Katze?"

Auch von Balduin bekam ich nichts heraus.

Dann rief ich noch Theobald, den Tierarzt an.

„Theobald, ich bringe dir deinen Hund sofort wieder zurück!" begann ich.

„Ich denke, du hast eine Katze – oder sollte die sich inzwischen in einen Hund verwandelt haben?" Er sprach immer noch mit mir wie mit einem Irren!

„Ach, Unsinn", antwortete ich, „die Katze ist eine Katze geblieben, ein Hund ist heute noch dazugekommen!"

„Gottlob! Das heißt – äh – redet der auch?"

Wütend hängte ich ein. Inzwischen war der kleine Wollknäuelhund schon mutiger geworden. Er versuchte aus seiner Schachtel herauszukommen und stemmte sich mit seinen großen tapsigen Pfoten gegen den Schachtelrand.

Musch beobachtete ihn kühl.

„Anton", sagte sie, „dieser Hund ist unfein. Er paßt nicht zu uns."

„Na, bilde dir doch nicht soviel ein, Musch."

„Du magst mich doch, weil ich eine besondere Katze bin, nicht wahr? Dieser Hund ist ein ganz ge-

wöhnlicher Hund, so was kann man doch gar nicht mögen!"

„Mögen kann man jedes Geschöpf, man muß es sogar mögen, wenn es hilflos ist!"

„Du vielleicht. Ich nicht. Miau!"

„Schäm dich, Musch! Schau doch, wie er sich plagt und was er für treuherzige Augen hat!"

Als der Hund sah, daß er nicht herauskommen konnte, bellte er kläglich.

Musch zog ihre Nase hoch. „Wie dumm der bellt!"

Der Hund bellte weiter.

Da fauchte Musch: „Kchchch, sei still! Wenn man so gräßlich riecht, muß man ganz still sein!"

Dann drehte sie sich wie eine beleidigte Prinzessin um und bemerkte: „Bitte, Anton, tu, was du willst. Du wirst schon deine Erfahrungen machen. Er kann nämlich nichts als Teppiche zerbeißen, Pfützen machen und bellen."

Ich hob den kleinen Hund aus der Schachtel.

„Du bist wirklich eine Geburtstagsbescherung", sagte ich seufzend. „Aber vielleicht hast du Hunger, du kleiner hilfloser Kerl?"

„Ich sage dir: Der wird ganz groß! Wie der Schreibtisch so groß! Und dann ist er nicht mehr hilflos, sondern dann beißt er!"

Die Aussicht, daß der Hund sich zu einem riesigen Köter auswachsen könnte, war mir sehr unbehaglich. Ich habe ja überhaupt keine Erfahrung mit Hunderassen. Wer weiß, vielleicht war das ein kleiner Bernhardiner?

Während ich den Hund daraufhin prüfend betrach-

tete, tat Musch einen Schreckensschrei: „Tonerl, Tonerl, schau, was er tut!"

Wahrhaftig, ich sah es: Ein kleiner See breitete sich auf dem Teppich aus.

Musch ging entsetzt rückwärts, bis sie fast an die Wand stieß. Immer wieder schüttelte sie sich dabei. „Das hab ich nie in meinem Leben getan. Anton Pfister, das paßt nicht zu uns!"

Nun, das fand ich allmählich auch. Ganz kaltherzig geworden, sagte ich zu dem arglos schwanzwedelnden Wollknäuelhund: „Mein Freund, da nützt alles nichts. Ich kann dich nicht brauchen!"

Daraufhin schmeichelte Musch gleich um meine Beine.

„Tonerl, vielleicht freut sich der Maxl über einen Hund?"

Das war eine Idee. Ich packte also den kleinen Kerl und trug ihn ein Stockwerk höher.

Maxl öffnete, sah den Hund und schrie gleich begeistert: „Mutti komm! Schau, Herr Pfister hat einen Hund!"

Die Mutter kam und schaute.

„Ich – ich hab den Hund zum Geburtstag geschenkt bekommen", stotterte ich, „und ich kann ihn eigentlich nicht brauchen, weil ich doch schon eine Katze habe, und da dachte ich mir, ob nicht Sie . . ."

Ein Freudenschrei vom Maxl unterbrach mich. „Mutti, bitte, bitte, ich hab mir schon immer einen Hund gewünscht, und der da ist sooo nett!"

Die Mutter aber schüttelte den Kopf. „Du bist wohl nicht ganz bei Trost, Maxl", sagte sie, „so ein

Hund braucht viel Pflege, und ich bin nicht immer da. Und das Runterführen morgens und in der Nacht . . ."

„Das mach' alles ich, Mutti!"

„Das kenne ich schon. Die ersten paar Male machst du's, aber dann bleibt alles an mir hängen!"

„Mutti, bestimmt nicht!"

„Und dann kostet so ein Hund eine Menge Geld. Schon die Hundesteuer ist eine Ausgabe, die wir uns nicht leisten können. Ich muß jeden Pfennig umdrehen. – Nein, es geht leider nicht."

Ich sah, daß Maxl am liebsten geheult hätte. Aber auch mir war es nicht gerade zum Lachen.

Da meinte die Mutter: „Herr Pfister, vielleicht fragen Sie mal Frau Schneider nebenan. Die ist so allein, die mag vielleicht einen Hund. Wenn ich mich recht erinnere, hat sie auch schon mal einen gehabt."

Ich verabschiedete mich also und ging zur Frau Schneider.

Frau Schneider sah sich den kleinen Hund an. „Süß ist er, richtig süß!" sagte sie so entzückt, daß ich schon zu hoffen begann, dann aber fuhr sie fort „aber Hunde bleiben leider nicht so klein. Und dann tragen sie Schmutz herein und lassen Haare – und überhaupt immer dieses Hinunterführen – ich habe mir geschworen, nie mehr wieder kommt mir ein Hund ins Haus!"

Ob sie nicht zufällig jemand wisse, der einen Hund will, fragte ich. Frau Schneider überlegte. Dann ging ein Leuchten über ihr Gesicht.

„Frau Grüntl!" rief sie, „gehen Sie zu Frau Grüntl im dritten Stock. Die hatte einen Hund, der ist erst vor einem halben Jahr eingegangen."

Ich bedankte mich und ging zu Frau Grüntl. Eine sehr feine Dame. Ich entschuldigte mich höflich wegen der Störung und fragte, ob sie vielleicht einen Hund brauchen könne.

„Was ist das für eine Rasse?"

Ich zeigte mein Haarbündel vor.

„Oh", lächelte Frau Grüntl. „Das ist ja wohl ein Scherz! So eine Straßenmischung wie diesen Hund darf es eigentlich gar nicht geben. Nein, danke! Mein Arri war ein Rassehund, das war etwas ganz anderes! Ein Tier wie dieses möchte ich nicht um mich haben."

Ob sie nicht jemand wüßte –?

Frau Grüntl überlegte.

Dann meinte sie: „Ein paar Häuser weiter, auf Nummer 14, Familie Baier. Da sind drei Jungen, die

haben, glaube ich, alle Sorten von Tieren – Kaninchen, Mäuse, Hamster –, sicher paßt da noch ein Hund dazu. Wissen Sie, die Baiers erlauben ihren Kindern alles. Da könnte ich mir denken, daß Sie ihn anbringen."

Ich machte mich also auf zu Baiers. Während ich an der Tür klingelte, hörte ich von drinnen einen Mordslärm. Es krachte, und ein Junge schrie und einer schimpfte – es hörte sich an, als würde da alles kurz und klein geschlagen.

Ich mußte mehrmals klingeln, bis ich überhaupt gehört wurde. Dann riß jemand die Tür auf, und drei Jungen starrten mich einigermaßen feindselig an.

„Was wollen Sie denn?" fragte der eine.

„Sind eure Eltern zu Haus?" fragte ich zurück.

„Nein, die sind weg", antworteten die drei im Chor. Und da hatte einer den Hund auf meinem Arm entdeckt.

„Ui, da ist ja ein Hund!" schrie er.

Und der zweite: „Bringen Sie den uns?"

Und der dritte: „Den können wir brauchen!"

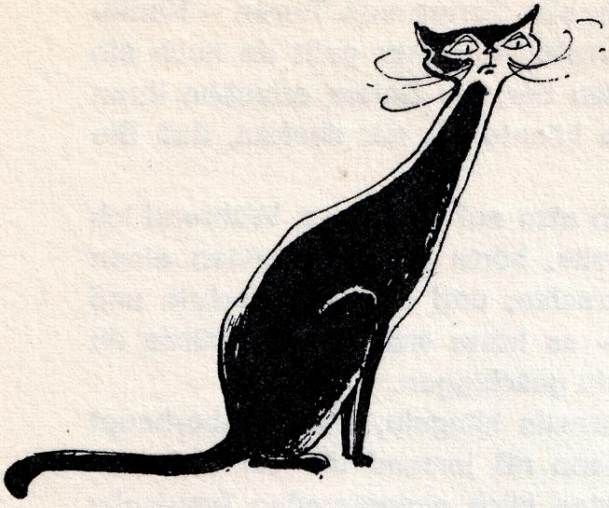
Ich wehrte ab. „Darüber muß ich doch wohl erst mit euren Eltern reden."

Da pflanzte sich der größte von den dreien ganz nah vor mir auf. „Zuerst wollen wir den Hund mal genau anschauen!" Und damit packte er den kleinen Kerl am Fell.

„Halt", sagte ich, „du tust ihm ja weh!"

„Warum? Verträgt der Hund denn nicht, daß man ihn anrührt?"

Ich fing an, zornig zu werden.



„Natürlich verträgt er das. Aber du mußt ihn ja nicht gleich so derb anpacken!"

Der Junge reichte den Hund an den zweiten Bruder weiter.

„Was ist? Wollen wir ihn nehmen?" fragte er.

Der Hund fing zu winseln an. Da griff ich schnell nach ihm und sagte: „Nein, ich möchte den Hund doch nicht hergeben."

„Wir möchten ihn aber."

„Nicht, bevor ich mit euren Eltern gesprochen habe!"

Und damit drehte ich mich um und ging. Zuerst war es ganz still hinter mir, so verdutzt waren die Burschen. Dann schmetterten sie die Tür zu, und noch im Hinuntergehen hörte ich sie johlen und schreien.

Nein, diese Jungen schienen mir nicht die rich-

tigen für einen kleinen Hund. Und so trug ich ihn wieder heim.

Als Musch aber den Hund wieder sah, da fauchte sie, daß ich mich fast fürchtete. Ich versuchte, ihr gut zuzureden.

„Schau, Musch", sagte ich, „jetzt darfst du nicht so unfreundlich sein. Ich hab keinen Platz gefunden, und wo soll denn das arme Tier hin? Frau Schneider wollte ihn nicht, und Frau Grüntl wollte ihn nicht, und Baiers, naja, die gefielen mir nicht."

„Sie haben dir nur deshalb nicht gefallen, weil dir das Hundetier so gut gefällt!" Und dann äffte sie mich nach: „Er ist ja so klein und hat so treuherzige Augen!"

„Ich bin dafür, daß wir jetzt nach der Aufregung alle etwas zu uns nehmen. Und du benimmst dich ordentlich, ja? Wenn nicht, dann – dann sperr ich dich in den Schuhkasten!"

„Bitte, wie du meinst. Aber du wirst schon noch deine Wunder erleben!"

Zunächst erlebte ich keine Wunder. Der Hund war ein lieber, drolliger Kerl, wie sie eben sind, wenn sie jung sind.

Nur die Katze, die fürchtete er schrecklich, obwohl

sie ihm eigentlich gar nichts tat, außer daß sie ihn mit Verachtung strafte. Immer, wenn Musch in seine Nähe kam, fing Stipsi – so taufte ich ihn – gleich zu zittern an und ließ sein Stummelschwänzchen betrübt hängen.

Und dabei passierte es manchmal, daß vor lauter Angst ein kleiner See am Boden entstand. Ich muß gestehen, es begeisterte mich nicht sehr, dauernd mit dem Putzlappen hinter Stipsi herzulaufen. Musch war dabei immer recht schadenfroh.

„Miau, du wirst bald einen neuen Putzlappen kaufen müssen, Tonerl."

„Wart nur, der Hund wird schon noch stubenrein."

„Und wenn er stubenrein sein wird, dann wird er andere schlechte Eigenschaften bekommen. Du wirst schon sehen!"

„Na, Musch, warten wir's ab."

Eines Tages fehlte mir ein Hausschuh. Er war einfach spurlos verschwunden. Ich suchte überall. Vergeblich.

Musch sah mir bei der Suche zu und bemerkte nur so ganz nebenbei: „Vielleicht fragst du den lieben Stipsi, wo er deinen Hausschuh hingebracht hat!"

Wieder ein paar Tage später war mein Tabaksbeutel aufgebissen und der ganze Tabak auf dem Boden zerstreut. Ich schimpfte kräftig.

Musch schnupperte aber nur an dem Beutel und sagte: „Hundezähne, miau. Aber woher soll so ein dummes Tier auch wissen, was Tabak ist! Er hat das Zeug eben mal über den Boden verstreut."

Und wieder ein paar Tage später war plötzlich

meine große schöne Vase umgeworfen, das ganze Wasser über den Teppich gegossen und eine Ecke des Porzellans abgeschlagen. Ärgerlich holte ich einen Lappen.

Während ich aufwischte, putzte sich Musch und schnurrte: „Eine Katze wirft nichts derart Schweres um, das weiß jeder, aber ein Hund. Klar, ist ja so plump, miau."

Nun, ich war nicht erbaut von diesen Geschichten. Ich sah Stipsi mit immer weniger freundlichen Gefühlen an. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Hund das alles angestellt hatte.

Und dann kam der Gipfelpunkt: Ich mußte zu einer längeren Besprechung gehen und die beiden Tiere allein lassen. Vorher erteilte ich noch gute Lehren.

„Also, Musch, du bist die Gescheitere. Stell nichts an, und wenn Stipsi in die Nähe von gefährlichen Dingen kommt, jag ihn weg! Vor allem: Laß ihn nicht an den Schreibtisch! Aber nicht kratzen und raufen! Versprichst du mir das?"

Musch legte den Kopf schief und sagte: „Will sehen, was sich machen läßt. Miau."

Nun, ich brachte die Besprechung hinter mich und kam erst gegen Abend nach Hause.

Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als ich mein Zimmer betrat und sah, daß über den ganzen Schreibtisch und über meine Manuskripte dicke Tinte gegossen war. In Bächlein war sie über alles geronnen, und sogar auf dem Boden waren Tintenkleckse!

Zuerst war ich sprachlos. Dann rief ich Musch.

„Wer zum Kuckuck war das?"

Musch zuckte es nur leicht über ihr schwarzes Fell, dann antwortete sie gelassen: „Wer schon? – der dumme Hund da!"

„Wie ist der Hund auf den Schreibtisch gekommen? Hab ich dich nicht gebeten, das zu verhindern?"

„Ich hab nur einmal eine Sekunde weggeschaut, da war's passiert."

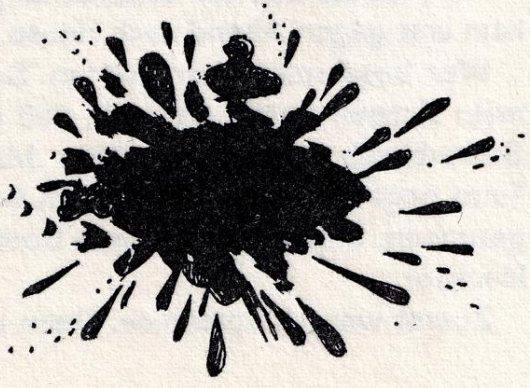
Oh, meine Manuskripte! Ich wußte nicht, ob ich das Geschriebene jemals wieder lesen konnte, ob ich nicht alles, alles neu schreiben mußte! Meine Wut war grenzenlos! Ich packte den Hund und schüttelte ihn. Er winselte nur kläglich.

„Na warte!" sagte ich und setzte meinen Hut wieder auf.

„Was willst du tun, Tonerl?" fragte Musch.

„Ich gebe ihn den Baierbuben, und damit basta. Das geht mir zu weit."

„Finde ich auch", meinte Musch und kratzte sich hinter dem Ohr.



Wär ich nicht so zornig gewesen und hätte ich ruhig überlegt, dann wäre es mir aufgefallen, daß so ein kleiner Hund gar nicht auf den Schreibtischsessel und von da auf den Schreibtisch springen kann, ja, daß es gar nicht Hundeart ist, so etwas zu tun.

So aber trug ich Stipsi zu den Baierbuben, die ihn mit Hurra in Empfang nahmen. Dann ging ich erleichtert heim. Den war ich also los.

Kaum war ich zu Hause, läutete es Sturm. Es war Maxl.

Bevor ich was sagen konnte, rief er: „Herr Pfister, Herr Pfister, stellen Sie sich vor, ich darf den Hund nehmen! Heut morgen war mein Onkel da, und der hat gesagt, er bezahlt die Hundesteuer, sozusagen als vorzeitiges Geburtstagsgeschenk für mich. Und dann haben wir die Mutti so lang bearbeitet, bis sie ja gesagt hat."

Tja, da war nun nichts mehr zu machen. Ich mußte ihm mitteilen, daß ich den Hund eben den Baiers geschenkt hatte.

„Was", rief der Maxl, „den Baiers!? Das sind ja Tierschinder!"

„Na, na", meinte ich, „die haben sich so gefreut über den Hund, daß sie schon nett zu ihm sein werden."

Maxl war arg enttäuscht.

„Oooch, was mache ich jetzt? Alles war schon hergerichtet für den Hund."

Ich versuchte ihn zu trösten. Wenn die Mutter sich einmal an den Gedanken, einen Hund zu haben, gewöhnt hatte, würde es ihr bestimmt gleich sein,

welcher Hund das war. Schließlich kann man im Tierasyl einen ganz umsonst bekommen. Maxl schüttelte nur den Kopf.

„Nein, gerade Stipsi hat mir gefallen!" Dann ging er langsam und traurig die Treppe hinauf.

Nachdem das kleine Hundetier weg war, schien mir alles wieder still und friedlich. Kein Streit mehr, kein Gefauch – ich konnte wieder in Ruhe arbeiten.

Das heißt, so ganz ruhig war ich doch nicht. Der kleine hilflose Hund unter den drei Rangen, das war kein angenehmer Gedanke. Aber wenn mir das einfiel, scheuchte ich den Gedanken gleich wieder weg.

Musch war auffallend still, seit Stipsi aus dem Haus war. Nur einmal fragte sie: „Sag mal, Tonerl, sind die Baiers wirklich solche Tierschinder, wie Maxl gesagt hat?"

„Ich weiß nicht, Musch. Hoffen wir das Beste für Stipsi."

Da ging sie, nachdenklich mit ihrer Schwanzspitze zuckend, in ihre Ecke und rollte sich still zusammen.

Vielleicht hätte ich Stipsi mit der Zeit vergessen, wenn nicht nach ein paar Tagen Musch gekommen wäre und sich neben mich gesetzt und gesagt hätte: „Bin heut Stipsi begegnet."

„So? Wie geht es ihm?"

„Weiß nicht. Die Buben haben ihn über die Straße gezerrt, daß sie ihn fast aufgehängt hätten. Und wie sich Stipsi hinsetzen wollte – nun ja, Hunde müssen das doch –, da haben sie ihm keine Zeit gelassen, sondern ihn einfach weitergezerrt."

Ich schwieg. So ungefähr hatte ich es mir vorgestellt.

„Miau, das war gar nicht schön", sagte Musch.

„Ich würde ihn ja wieder holen, aber er hat mir gar zuviel angestellt, das ging auf die Dauer nicht."

„Miau, viel angestellt", wiederholte die Musch und ließ den Kopf hängen.

Am Nachmittag war die Katze spurlos verschwunden. Es wurde dämmrig, und ich begann schon unruhig zu werden.

Da – was hör ich da vor meiner Tür? Das war doch wie Bellen! Ich stürzte hinaus, und was sah ich? –: Musch und Stipsi einträchtig nebeneinander!

Als mich Stipsi sah, sprang er gleich an mir hoch und zeigte eine Freude, wie sie eben nur ein Hund zeigen kann.

Traurig sagte ich: „Stipsi –, ich kann dich doch nicht brauchen. Du gehörst nicht mehr hierher –, du mußt . . ."

Da unterbrach mich Musch: „Ich glaub schon, daß er hierher gehört, Tonerl!"

„Musch – seit wann – hast du nicht – – –?"

„Ich hab ihn wiedergeholt, das heißt, ich hab gemacht, daß er mir nachlief."

„Und die Buben, wo sind die?"

„Nicht nachgekommen. Waren so viele Autos dazwischen. Wir zwei sind noch rübergekommen – fast hätt' mir einer meinen schönen Schwanz abgefahren –, aber die Buben mußten stehenbleiben und warten. Und da sind wir schnell verschwunden. Durch ein Gitter in einen Hof und durch einen Hausgang hierher."

„Ja – aber . . ."

„Miau, ich hab zwei Stunden lang zugeschaut. Bei

der Vorderpfote meines Großvaters, so was hab ich noch nie gesehen! Wie die den Stipsi geschunden haben! Da bin ich plötzlich hingesprungen, hab einen von den drei Buben fürchterlich ins Bein gekratzt – der hat geschrien! –, und Stipsi hat gebellt und ist hinter mir dreingelaufen und die Buben auch und – ja, dann sind wir über die Straße entkommen."

„Du liebe Zeit, Musch!"

„Und jetzt sind wir da, miau. Und ich denke" – Musch wurde so verlegen, daß sie mich gar nicht anschaute, sondern einfach an mir vorbeimarschierte – „nun, ich denke – miau –, vielleicht ist es doch besser, wenn er bei uns bleibt. Vielleicht kann ich doch mit ihm spielen, wenn du keine Zeit für mich hast."

„Ja – aber Musch –, der Hund hat doch soviel Schaden angerichtet, denk nur an meinen Hausschuh und an den Tabaksbeutel und an die Vase und an die Tinte . . ."

Da schaute mich Musch an und sagte ganz leise: „Tonerl – das war gar nicht Stipsi – sondern – sondern – ich war's."

Ich war sprachlos. Der ahnungslose Stipsi wedelte mit seinem Stummelschwänzchen und lief hin und her und sprang an mir hoch.

Da brachte ich endlich heraus: „Musch, dafür müßte ich zur Strafe eigentlich dich den Baiers schenken."

„Miau", sagte sie und sprang schnell unter einen Schrank. In dem Augenblick läutete es. Maxl stand vor der Tür.

Er sah den Hund und sagte: „Hab' ich mich also doch nicht getäuscht! Ich hab' doch Stipsi im Hausgang vorhin bellen hören!"

Und er bückte sich und streichelte den Hund, und beide waren ganz närrisch vor Freude über das Wiedersehen. Maxl wollte natürlich wissen, wie der Hund wieder zu mir gefunden hatte.

Ich sagte, es wäre wohl Heimweh gewesen, und ich würde ihn nie mehr zu den Baierbuben tun, weil die nicht gut zu Stipsi waren.

Und dann sagte ich: „Also, Maxl, wenn du ihn willst, kannst du ihn haben!"

Na, ihr hättet den Maxl sehen sollen! Der war ganz außer Rand und Band. Er hat einen solchen Indianertanz aufgeführt mit dem Stipsi, daß Musch vorsichtshalber unter ihrem Schrank sitzengeblieben ist. Wer läßt sich schon gern auf die Pfoten treten!

Ja, so ist doch noch alles gut geworden. Musch besucht seitdem Stipsi jeden Tag, und allmählich hat der kleine Hund auch seine Angst vor ihr verloren.

Übrigens – er ist nicht so groß geworden wie ein Bernhardiner, sondern – allen Prophezeiungen Muschs zum Trotz – ein kleines Wollknäuel geblieben.

Den Baierbuben habe ich natürlich noch tüchtig meine Meinung gesagt, und mit den Eltern habe ich auch geredet. Die kriegen so schnell kein Tier mehr, darauf könnt ihr euch verlassen!

Eines Tages läutete es, und Frau Hofer stand vor der Tür. Bis dahin hatte ich gar nicht gewußt, daß es eine Frau Hofer gibt. Schließlich kann man in einem Häuserblock ja nicht alle Leute kennen.

Also, es läutete, und eine Dame stand vor der Tür, die einen ziemlich aufgebrachten Eindruck machte.

Sie sagte gleich: „Sind Sie der Herr, dem die schwarze Katze gehört?"

Ich ahnte nichts Gutes und stotterte: „J-ja, das heißt, es kommt drauf an, welche . . . Es gibt sicher noch mehr schwarze Katzen in der Gegend."

„Die Kinder im Hof haben gesagt, es sei Ihre schwarze Katze gewesen!"

„Die Musch – hm –. Um was handelt es sich denn?"

„Um eine Puppe. Und zwar um eine ganz neue Puppe. Meine kleine Ingrid hat sie zu ihrem Geburtstag bekommen, erst vor vier Wochen. Und mein Kind gibt soo acht auf seine Sachen. Und sie hat sich soooo über die Puppe gefreut, sie war ihr ein und alles. Und jetzt – also ich muß schon sagen, das ist ein starkes Stück!"

„Ich versteh nicht –, was hat die Puppe mit meiner Katze zu tun?"

Die Dame holte tief Luft.

„Ihre Katze hat meiner Ingrid die Puppe gestohlen. Und wenn Ihnen die Katze gehört, dann müssen Sie die Puppe ersetzen. Jeder Tierhalter haftet für das, was sein Tier anstellt. Siebzehn Mark achtzig hat die Puppe gekostet!"

Du lieber Himmel – ich war grade wieder sehr knapp bei Kasse! Vorsichtig sagte ich: „Also – liebe Frau – äh –, ich weiß Ihren Namen nicht –"

„Hofer!"

„Also, liebe Frau Hofer, ich habe schon gehört, daß Katzen Fleisch stehlen, daß Katzen an die Milch gehen, daß Katzen Mäuse fangen, aber daß sie Puppen stehlen, das habe ich noch nie gehört. Ihre Kleine wird die Puppe vielleicht verloren haben, und jetzt glaubt sie, es sei die Katze gewesen. So etwas gibt es!"

Frau Hofer bekam einen hoheitsvollen Blick. „Meine Ingrid lügt nicht!"

„Sicher nicht –, aber vielleicht irrt sie sich?"

„Nein, sie irrt sich auch nicht! Die anderen Kinder, die auch im Hof gespielt haben, erzählten alle

das gleiche. Ihre Katze ist plötzlich auf die Puppe losgesprungen, hat sie gepackt und ist mit ihr auf und davon. Die Kinder sind ihr nach, aber die Katze ist in den Keller gesprungen, und weg war sie!"

Oh, es sah wirklich so aus, als gäbe es keine Rettung für meinen Geldbeutel!

Eine Möglichkeit blieb aber noch offen. „Haben Sie schon im Keller nachgesehen, vielleicht liegt die Puppe dort?"

„Nein, dort ist sie nicht."

„Auch sonst nirgends? Ich meine, im Hof oder auf der Straße –?"

Frau Hofers Gesicht wurde immer spitzer.

„Dann würde ich doch kaum zu Ihnen kommen. Nein – so leid es mir tut – Sie müssen die Puppe ersetzen. Wir haben das Geld auch nicht so, daß wir eine Puppe kaufen können, nur damit die Katzen anderer Leute sie auffressen."

Das ging mir doch ein wenig über die Hutschnur.

„Meine Musch frißt keine Puppen", sagte ich deshalb schroff, „und überhaupt glaube ich nicht, daß es meine Katze war!"

Oh, da hättet ihr aber Frau Hofer sehen sollen! Ihr Gesicht lief rot an, und ihre Stimme schnappte beängstigend über.

„Hören Sie mal, das ist ja allerhand! Glauben Sie, ich lüge? Ich kann Ihnen Zeugen bringen, alle Kinder kann ich Ihnen als Zeugen bringen . . ."

„Und ich kann meine Katze fragen, dann werden wir ja sehen . . ."

„Wie bitte?" schrillte Frau Hofer.

Um Himmels willen, was hatte ich da gesagt!

Ich verzog schnell mein Gesicht zu einem ganz und gar dämlichen Grinsen. „Ach so – äh – das war ein Scherz – äh – Eine Katze kann man ja gar nicht fragen, nicht wahr – hahaha!"

Frau Hofer sah mich höchst verwundert an und sagte würdevoll: „Mir ist nicht nach Spaß zumute!"

„Nein? – Mir auch nicht. Aber – verlassen Sie sich darauf, ich werde der Sache nachgehen."

„Ich bitte darum – Guten Tag."

Und sie drehte sich auf dem Absatz um und ging.

Ich glaube nicht, daß sie seitdem sehr hoch von mir denkt. War auch zu dumm, mich zu verplappern!

Also – ich ging wieder in mein Zimmer. Klar, ich mußte Musch sofort fragen, ob sie mit dieser Geschichte etwas zu tun hätte. Aber in meinem Zimmer war sie nicht. Ich rief und pfiff, aber nichts rührte sich.

Da dachte ich mir, vielleicht hat sie das Gespräch gehört und sich wegen ihres schlechten Gewissens unter dem Schrank versteckt. Also nahm ich einen Besen und fuhr damit unter den Schrank. Ich legte mich auch noch auf den Bauch und spähte unter die Couch.

Da sagte plötzlich eine Stimme hinter mir: „Was ist los, Tonerl? Fängst du Mäuse?"

„Ah – da bist du ja", fuhr ich hoch. „Du kommst mir gerade recht!"

Musch legte ihren Kopf schief und meinte: „Dieser Ton in deiner Stimme gefällt mir nicht. Ich glaub', ich gehe wieder."

„Bleib nur da, du schwarzer Teufel, mit dir habe ich ein Wörtchen zu reden!"

Musch schnurrte scheinheilig: „Wenn es weiter nichts ist – rede! Aber ich habe nicht lange Zeit. Eigentlich bin ich schon wieder fort!“

Und damit machte sie einen jähen Satz zur Tür.

Ich gleich hinterdrein. „Hoppla, da komm her!“ Und schon hatte ich sie am Nackenfell.

„Miau, laß los! Ich kann das nicht leiden, wenn man mich da packt. Laß los oder ich kratze!“

Es fiel mir nicht ein, sie loszulassen. Ich schüttelte sie ein wenig. „Sag, hast du eine Puppe gestohlen?“

„In dieser Stellung sehe ich mich außerstande, mit dir zu verhandeln.“ Dabei ruderte sie ärgerlich mit den Hinterbeinen. Ich setzte sie auf die Couch.

„Also – bitte, jetzt antworte!“

„Jetzt muß ich mich erst putzen. Du hast mein Fell völlig durcheinandergebracht!“ Sie begann ihr Fell zu lecken. So ein Benehmen kann auch den Sanftmütigsten aus dem Häuschen bringen.

„Antworte! Hast du die Puppe von der kleinen Ingrid gestohlen!? Eine Puppe für siebzehn Mark achtzig!!“

Sie hob nur kurz zwischen dem Putzen den Kopf und sagte: „Über die Preise bin ich nicht im Bilde.“

„Du bringst sofort die Puppe wieder her!“ schrie ich sie an.

Musch stellte ihr zwei Vorderpfoten nebeneinander und antwortete ruhig und aufgeräumt: „Das ist leider nicht möglich – leider!“

Ich mußte mich am Stuhl festhalten.

„Hast du wirklich eine Puppe gefressen!?!“

Musch schüttelte den Kopf und antwortete verächtlich: „Bei der Vorderpfote meines Großvaters:

Lieber fresse ich noch einen angebrannten Grießbrei! Ich – und eine Puppe fressen!"

„Ja – was hast du dann damit getan?"

„Ein gutes Werk."

„Also – hör mal!!"

„Laß mich bitte ausreden. Vor ein paar Tagen hab' ich einen größeren Spaziergang gemacht. Dabei bin ich in eine Gegend gekommen, wo die Häuser nicht so groß und fest sind wie dieses hier. Und da ich – wie du weißt – eine Vorliebe für Fenstersimse habe, bin ich in ein offenes Parterrefenster gesprungen.

Und wie ich so hineinspitze, da seh' ich ein kleines Mädchen im Bett liegen und hör sie rufen: ‚Ui, Mutti, schau, zu mir kommt eine Katze!'

Und die Mutter sagte: ‚Ja, das ist wirklich eine prächtige Katze. Die wird sicher irgendwo weggelaufen sein.'

Und da rief mich das kleine Mädchen und lockte mich so, daß ich mir dachte: Ich geh' mal hin. Tonerl, wie sich das Kind gefreut hat –, so freust du dich nie über mich!"

„Hm – und dann?"

„Ja, und dann bin ich zu dem Kind aufs Bett gesprungen. Weißt du, das Kind ist immer im Bett, weil seine Beine von einer Krankheit nicht mehr heil geworden sind."

„Das ist sehr traurig. Aber was hat das mit der Puppe zu tun?"

„Sehr viel. Das Kind hat mit mir gespielt. Und weißt du, was es mit mir gespielt hat? –: Puppe! Ich war seine Puppe, weil es noch nie eine Puppe gehabt hat. So arm ist es!"

Ich begann zu begreifen. „Und weiter?“ fragte ich, aber nur noch halb so streng.

„Miau – ich hab das Kind dann noch öfter besucht. Mußte immer seine Puppe sein, mußte Häubchen aus Papier aufsetzen und so. Hab' ich mir auch gefallen lassen und hab' solche Sprünge gemacht und solchen Buckel“ – Musch zeigte mir, was für einen komischen Buckel sie gemacht hatte – „und alles zum Spaß. Aber weißt du, eine richtige Puppe bin ich trotzdem nicht.“

„Und da hast du –“

„Miau – und da hab ich von der Ingrid die Puppe gemaust –, verstehst du das?“

Ich nickte gerührt und streichelte Musch das Fell.

„Verstehen kann ich das schon. Aber trotzdem war's nicht richtig. Schließlich darf man nicht jemandem etwas stehlen, auch nicht, wenn der reich ist,

und auch dann nicht, wenn man das Gestohlene jemandem schenkt, der ganz arm ist. Man kann immer nur das verschenken, was einem gehört."

Musch hörte sich diese Predigt an und sagte dann nachdenklich: „Aber mir gehört doch keine Puppe!"

„Nein."

„Na also!" sagte sie vorwurfsvoll, als wäre ich an allem schuld.

„Aber du hättest mir doch die Geschichte vorher erzählen können. Dann hätt' ich vielleicht – hm –"

„Ich weiß doch, du bist zur Zeit ziemlich schlecht bei Kasse. Außerdem schimpfst du immer, wenn ich dich um Hilfe bitte."

„So muß ich die Puppe auch ersetzen. Eben war Frau Hofer da. Da bleibt mir also nichts anderes übrig, als Ingrid eine neue Puppe zu kaufen."

Da schnellte Musch hoch. „Bei der Vorderpfote meines Großvaters, die Ingrid verdient keine neue Puppe! Die geht mit Puppen scheußlich um. Sie wirft sie in die Ecke und reißt sie an den Beinen, und weißt du, was sie gesagt hat? – ‚Die dämliche Puppe mit ihren Glotzaugen ist mir ganz Wurscht. Ich hab einen ganzen Stall voll Puppen! Aber ich spiel viel lieber Indianer.'

Ja, und dann hat sie die Puppe auf den schmutzigen Boden gesetzt und mit dem Klaus Indianer gespielt. Und da hab' ich sie weggenommen!"

„Das nützt alles nichts. Frau Hofer besteht darauf, daß ich den Schaden wiedergutmache, den du angerichtet hast. Darauf hat sie einen gesetzlichen Anspruch."

Da fauchte Musch vor Zorn.

„Dann soll sie die alte Puppe zurückkriegen und keine neue. Gib acht, Tonerl: Ich saus jetzt los zur kleinen Anni. Der nehm ich die alte Puppe wieder weg und bring sie dir. Und du bringst sie Frau Hofer und sagst, du hättest sie gefunden . . .“

„Und die arme Anni ist doppelt traurig. Zuerst hat sie sich gefreut und jetzt . . .“

„Und jetzt freut sie sich noch mehr, weil du inzwischen eine neue Puppe kaufst und ihr die bringst. Du mußt ja so oder so eine neue kaufen.“

„Und was sage ich? Etwa: Hier ist die Puppe, meine Katze hat mir erzählt . . .“

„Nein, das darfst du nicht. Du mußt sagen – miau – du mußt also sagen . . .“

Musch sprang aufgeregt von der Couch herunter und wieder hinauf.

„Bei der Vorderpfote meines Großvaters, ist das aber schwierig! Ich könnte mich in den Schwanz beißen vor Ärger. Aber Anni soll die neue Puppe kriegen und Ingrid ihre alte, so wahr ich zehn Schnurrbarthaare habe! – Und wenn du gar nichts sagst!?!? Wenn ich einfach heute nacht, wenn alles schläft, die neue Puppe hintrage und neben sie ins Bett lege? Das ist gut, das machen wir! Also, ich saus' los und hol die alte Puppe, und du saust los und kaufst eine neue!“ Und fort war sie.

Was blieb mir da anderes übrig, als loszuziehen und eine Puppe zu kaufen? Eine sehr niedliche Puppe, die Mama schreien kann. Ich war wirklich stolz auf meinen guten Einkauf.

Aber als ich mit der Puppe unterm Arm nach Hause kam, saß eine ganz traurige Musch da.

Ich sagte: „Also Musch, hier ist die Puppe für Anni. Wo ist die alte, damit ich sie gleich zu Frau Hofer tragen kann?"

„Hab's nicht!"

„Was hast du nicht?"

„Die alte Puppe."

„Hat Anni die Puppe nicht hergeben mögen? – Hätte ich mir ja denken können!"

„Die Puppe ist überhaupt nicht mehr da. Nirgends. Und die kleine Anni liegt ganz still im Bett. Schaut vor sich hin, weint nicht, redet nicht, gar nichts. Keine Puppe. Hab die lustigsten Sprünge gemacht. Sie hat kaum hergeschaut."

„Ja, zum Kuckuck, wo ist die Puppe?!"

„Weiß nicht, spurlos verschwunden. O Tonerl – deine Katze ist heute so dumm."

Da wurde ich zornig. Nicht weil ich böse war, sondern weil mir das alles so leid tat.

„Jetzt muß ich gleich zwei Puppen kaufen! Ich mache wegen dir noch einen ganzen Puppenladen auf! Zum Kuckuck, ich habe ja kaum mehr Geld! Jetzt sage ich dir was: Bade die Geschichte mit Anni selbst aus, suche die alte Puppe – sie muß ja irgendwo sein –, bring sie ihr wieder, sie freut sich über die wiedergebrachte alte genauso. Ich für meinen Teil bringe jetzt die Sache mit Frau Hofer in Ordnung. Ich gehe rüber und bringe ihr diese neue Puppe als Schadenersatz. Aus! Punktum! Vorbei!"

Da sprang Musch hoch und fauchte: „Das tust du nicht!!"

Und eh ich's richtig begriff, sprang sie mit einem

Satz auf die neue Puppe los, packte sie mit dem Maul und sauste zur Tür.

Ich rief: „Laß sofort die Puppe los! Musch, gib die Puppe her! Musch, daher!!“

Aber alles Rufen nützte nichts. Musch sauste zur angelehnten Tür hinaus und durch ihren Durchschlupf auf den Balkon, und mit einem Satz hinunter in den Hof.

Ich schrie: „Musch! Musch!“ und rannte durch die Wohnungstür ins Treppenhaus und auch in den Hof.

Musch aber war schon auf der Straße. Ich rufend hinterdrein. Und die Straße entlang.

Im Vorbeilaufen hörte ich die Leute lachen und rufen: „Schaut nur die Katze an, die hat ja eine Puppe im Maul!“

Und jemand anders rief: „Der Mann erwischt die Katze nie!“

Oh, ich war grimmig bis in meine Seele! Und was tat Musch, dieses Rabenvieh? Sie rannte und blieb stehen, so daß ich meinte, ich könne sie erwischen, und wenn ich nah genug war, rannte sie in großen Sprüngen wieder weiter.

Und ich lockte immer wieder: „Musch, Musch, komm! Musch – wo läufst du denn hin?“

Da rief mir einer zu: „Die Katze wird Ihnen gerade Antwort geben!“

Mir schien, als würde die ganze Straße über mich lachen. Musch aber rannte immer weiter und weiter, mit der Puppe im Maul.

Und so sind wir schließlich zu den kleinen Häusern gekommen, von denen Musch mir erzählt hatte, und – wups – war Musch mit einem Satz in einem kleinen Fenster drin mitsamt meiner neuen Puppe!

Da blieb ich schnaufend stehen und überlegte, was jetzt zu tun sei.

Wie ich so dastand, hörte ich entfernt eine jubelnde Kinderstimme: „Mutti, Mutti, die Katze bringt eine neue Puppe!“

Halblaut rief ich: „Musch! Musch!“

Aber das hatte nicht die Musch, sondern nur die Mutter des Kindes gehört. Sie kam ans Fenster, eine blasse, verhärmt aussehende Frau.

„Gehört Ihnen die Katze?" fragte sie.

„Ja", antwortete ich, und ich glaube, ich wurde über und über rot.

„Ach, dann kommen Sie doch bitte einen Moment herein. Ich muß Ihnen doch erzählen . . ."

Ich war sehr verlegen.

„Hm – äh – ich wollte eigentlich nicht stören", sagte ich hilflos.

Aber die Frau bat mich so, daß ich doch hineinging.

Es war eine saubere, aber ärmliche, kleine Stube. Die kleine Anni lag blaß im Bett und schaute mit großen Augen auf mich.

„Das ist meine Anni!" erklärte die Frau.

Ich ging zu dem Kind und gab ihm die Hand. „Guten Tag, Anni. Ich heiße Pfister."

Sie schaute mich nur groß an und sagte nichts.

Da ergänzte ich: „Kannst auch Toni zu mir sagen."

Da lächelte das Kind. „Guten Tag – gehört Ihnen die Katze?"

„Ja, das ist die Musch."

Da sagte die Mutter dazwischen: „Sicher haben Sie eine Tochter, der die Puppen gehören, die Ihre Katze immer wie Mäuse herumschleppt??"

„Ich? Nein – das heißt – ja – das heißt – die Puppe . . .", stotterte ich.

Aber die Mutter merkte meine Verlegenheit nicht.

„Es ist mir sehr peinlich", fuhr sie fort. „Hoffentlich haben Sie nicht den Eindruck, wir wollten die Katze mit irgend etwas anlocken oder sonst was. Wir wußten wirklich nicht, wem sie gehört –, und mit der Puppe . . ."

„Es war so eine hübsche Puppe", unterbrach Anni die Mutter, „aber ich mußte sie hergeben."

„Und diese neue Puppe mußt du auch hergeben, Anni, die gehört dem Herrn!"

Das Kind streckte mir gehorsam die Puppe hin. Musch aber sprang mit einem drohenden Maunzen auf die Bettkante und fauchte mich regelrecht an, so, daß ich schleunigst sagte: „Nein, Anni, laß nur!"

Das Kind war ganz erschrocken über die Katze.

„Ui – wie die jetzt gefaucht hat – das hat sie noch nie gemacht! Ihre Katze ist überhaupt so lieb! Als ich gestern so traurig war, weil die Mutti die Puppe aufs Fundbüro getragen hat, da hat die Musch . . ."

„Aufs Fundbüro?" fragte ich schnell.

Da erklärte die Mutter: „Sie müssen entschuldigen, aber ich wußte mir keinen andern Rat. Man darf doch nicht einfach behalten, was einem nicht gehört. Und sicher war Ihr Töchterchen auch traurig, weil die Puppe weg war, nicht wahr?"

„Mein – wer?"

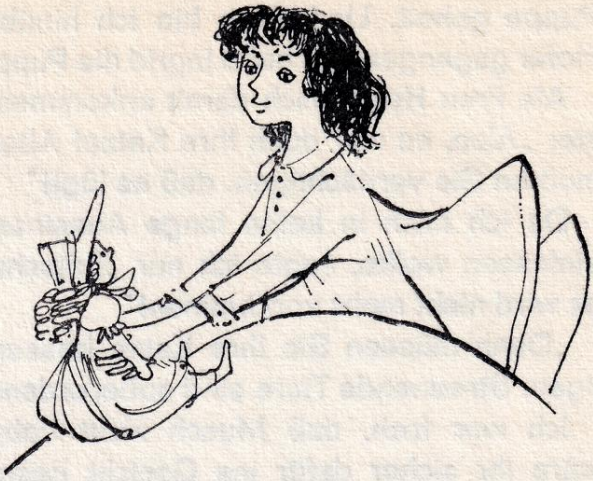
„Wie heißt sie denn?" fragte die Kleine.

Ich schaute ein bißchen dumm.

Aber das Kind fuhr fort: „Sie müssen doch auch ein Mädchen haben, sonst könnte ja Ihre Katze keine Puppe wegnehmen!"

Nun, das war eigentlich richtig gedacht. Drum sagte ich schnell obenhin: „Ja, Ingrid heißt sie. Aber die mag die Puppen gar nicht. Und drum spielt immer die Musch damit. – Überhaupt bin ich froh, daß ich jemand gefunden habe, der Puppen mag!"

Ganz zärtlich schaute das Kind die neue Puppe an und sagte leise: „Die ist so schön!"



„Dann darfst du sie behalten", erklärte ich.

Die Mutter wollte abwehren. „Aber Herr Pfister, das geht doch nicht."

Doch ich unterbrach sie schnell: „Und ob das geht! Prima geht's sogar! Und die andere Puppe, die hole ich jetzt vom Fundbüro, die kriegt die Ingrid wieder, und damit ist alles in bester Ordnung!"

Da strahlte die kleine Anni, daß es einem ganz anders ums Herz werden konnte. Und Musch sprang vom Bett und schmeichelte um meine Beine.

„Na", sagte ich ein wenig rauher als notwendig, „jetzt muß ich gehen. Wenn Sie die Katze noch ein bißchen dabehalten wollen, kann sie ja noch bleiben. Die findet schon von allein heim, wie wir ja gesehen haben!"

Dann verabschiedete ich mich. Musch blieb noch, und ich bin aufs Fundbüro gewandert und habe die

Puppe geholt. Und dann bin ich hinüber zur Frau Hofer gegangen und habe Ingrid die Puppe gebracht.

Als Frau Hofer mich damit ankommen sah, sagte sie: „Also, es war doch Ihre Katze! Aber mein Kind mußten Sie verdächtigen, daß es lügt!"

Da ich mich in keine lange Auseinandersetzung einlassen wollte, sagte ich nur „Entschuldigen Sie, es wird nicht mehr vorkommen!"

„Dann müssen Sie Ihre Katze besser beaufsichtigen. Streunende Tiere sind außerordentlich lästig!"

Ich war froh, daß Musch nicht dabei war, die wäre ihr sicher dafür ins Gesicht gesprungen. So aber ging ich zwar mit leerem Geldbeutel, aber eigentlich recht zufrieden heim.

Als ich heimkam – wer saß schon da? –: Musch. Mit scheinheiliger Gründlichkeit putzte sie ihr Fell.

„Musch", sagte ich, „du Rabenvieh! Du hast mich da heute direkt in die Falle gelockt!"

„Bin doch nicht so dumm – miau!"

„Aber das Ganze war doch wohl mehr Zufall als Schlauheit. Erstens einmal, daß ich dir wirklich nachgelaufen bin, zweitens, daß die Mutter gerade zu Hause war, drittens, daß . . ."

„Hauptsache, alles ist in Ordnung!" schnurrte Musch.

„Und ich habe den ganzen Tag vertrödelt statt zu arbeiten, und jetzt kann ich mir nicht mal mehr Tabak kaufen, so wenig Geld habe ich", versuchte ich zu schelten.

Aber das rührte Musch nicht. „Kein Tabak ist sehr gesund, Tonerl", meinte sie bloß.

„Und überhaupt, die Aufregung!" knurrte ich noch.

„Anni ist so glücklich, ich sag dir – sooo!"

Da mußte ich meine Katze doch wieder sehr gern haben.

„Komm her, alte Musch", sagte ich, „laß dich streicheln."

Musch rieb ihren Kopf an meinem Hosenbein und schnurrte: „Ich streichle dich auch, alter Anton!"

Ich sagte nichts mehr. Obwohl ich eigentlich protestieren müßte, denn ich heiße zwar Anton – aber alt bin ich noch lange nicht!

Natürlich sind das noch nicht alle Geschichten, die Anton Pfister mit seiner sprechenden Katze erlebt hat. Noch lange nicht!

Wie es mit den beiden weitergeht – das füllt noch einen zweiten Band, der demnächst ebenfalls im Herold-Verlag erscheinen wird, und zwar unter dem Titel

NEUE GESCHICHTEN VOM KATER MUSCH

Wenn euch dieses Buch gefallen hat, dann müßt ihr unbedingt die Bücher von Ellis Kaut:

Meister Eder und sein Pumuckl

Pumuckl spukt weiter

Immer dieser Pumuckl

lesen. Sie sind ebenfalls im Herold-Verlag erschienen und ihr werdet eure Freude an dem kleinen Pumuckl haben.

Das habt ihr gewiß schon mehr als einmal erlebt: „Ich hab' das Buch ganz bestimmt hierhin gelegt!" – Es liegt aber nicht mehr da ... Oder: „Ich hab' das Licht ganz sicher ausgeknipst!" – am anderen Morgen brennt es immer noch ... Das alles kann ein Zeichen von Zerstreutheit oder Vergeßlichkeit sein. Es kann aber auch – das Werk eines Kobolds sein.

Ihr wißt doch, was ein Kobold ist? Ein kleiner, unsichtbarer Bursche, der gern die Leute neckt. Und ein solcher Kobold ist der Pumuckl. Nur wurde er auf Grund „vertrackter Kobolds-gesetze" sichtbar, jedenfalls für den Schreinermeister Eder. Und was der gute, alte Meister Eder dadurch an seltsamen und auch äußerst komischen Dingen erlebt – das müßt ihr lesen! Aber auch dem kleinen Kobold begegnen in der Welt der Menschen Dinge, die dieser Nachfahre der Klabautermänner sich nie hätte träumen lassen.

Und weil es da noch allerhand zu erzählen gibt, erscheint zu den drei bisher erschienenen Bänden demnächst noch der 4. Band unter dem Titel

Pumuckl und das Schloßgespenst.

Viele von euch kennen den Pumuckl schon aus Sendungen des Bayerischen Rundfunks. Und im Westdeutschen Rundfunk hat er unter dem Namen „Fizzibitz" („Immer dieser Fizzibitz!") seine lustigen Streiche getrieben!

Sicher hat sich schon mancher gewünscht, daß sein Hund oder seine Katze reden könnte. Daß das aber nicht nur lustig, sondern auch sehr aufregend sein kann, hat der Schriftsteller Anton Pfister in der Tulpenstraße erlebt. Er besitzt nämlich eine Katze, die sprechen kann! Sie sieht und hört alles, was ringsum bei den Nachbarn geschieht, und erzählt es ihrem Herrn. So bringt sie ihn oft in eine verteufelte Lage. Beinahe wäre Pfister wegen der sprechenden Katze in eine Irrenanstalt gesperrt worden. Aber auch er lernt es, daß man Geheimnisse für sich behalten muß.

Die „Geschichten vom Kater Musch" von Ellis Kaut gehörten zu den erfolgreichsten Kinderfunksendungen des Bayerischen und Westdeutschen Rundfunks. Der Südwestfunk bringt sie unter dem Titel „Miau — hier spricht Musch!". Sie sind von der gleichen Autorin, die „Meister Eder und sein Pumuckl" geschrieben hat. Wer den kleinen Kobold Pumuckl liebt und über ihn gelacht hat, wird bestimmt auch den Kater Musch in sein Herz schließen.

HEROLD-VERLAG · STUTTGART